Ludwig Schwanthalers Reliquien

von

Franz Trautmann.



München, E. A. Fleischmann.

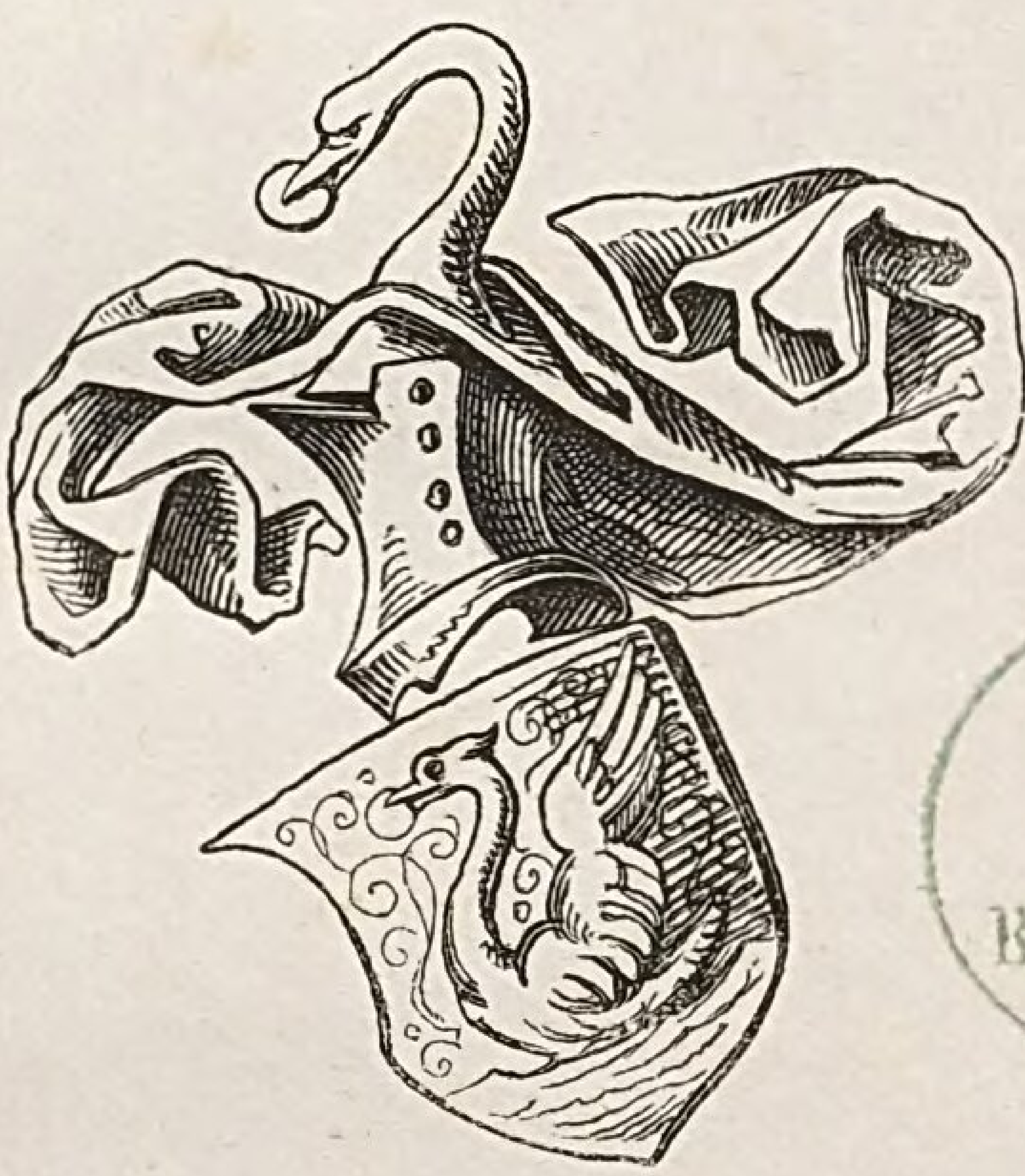
Ludwig Schwanthalers Reliquien.

Drin guter Bericht zu finden von des Meisters Herkunft, Jugend und folgender Zeit, von dessen innerem und äußeren Wesen, auch Genossenschaften, nächst, von dessen Zeichnungen und Poesei, von der Burg Schwaneck und bis zu seinem Scheiden von hienieden — im Ganzen aber, wie deutsch, ritterlich und romantisch er gemuthet war.

Für Alle, die des Meisters Namen ehren,

erzählt von

Franz Trautmann.



München, 1858.

Verlag von E. A. Fleischmann.

Druck von J. G. Weiß, Universitätsbuchdrucker.

Inhalt.

Oft, wenn die Sonne gesunken ist, die Dämmerung darniederzieht und Alles mählig in mildem Dunkel ruht, leuchtet und lodert in der Ferne noch eine hohe Bergspitze hinaus in die Nacht.

Das fesselt Euer Auge rasch und für lange.

Dann denkt Ihr, wie ist es dort, was hüllt die Nacht ein, und wie ist wohl die Landschaft im hellen Glanz des Tages?

Da mag lustiges Mattengrün sein, Gefelse und üppiger Baumwuchs, drin die Vögel zwitschern; Waldwasser und klangflüsternde Quellen rauschen oder rinnen herab, Pflanzen und Blumen

jeder Art wuchern um gesunkene Stämme, und an epheuumranktem Gemäuer, drum alte Kunde, wie im Zauberton einer Aeolsharfe summt, steht graues Gerüster mit ganz rauh knorrigtem Gewurzel.

Auch rührt und regt sich wohl Mancherlei.

Durch den duftigen Tann bricht ein stolzer Hirsch; zu höchst auf dem Geschroff setzt eine Gemse dahin oder steht schwindellos auf schmaler Felsplatte und badet sich in Höhenäther und Himmelsbläue; wieder unten an den Länden streicht voll Schalkheit ein Fuchs durch die Büsche am Hügelrain; noch weiter, der Ebene zu, da zeigt sich ein necktäppisches Häslein — und wieder oben im Hain, auf Waldlichten oder an den Steinhängen, ei wer weiß, ob da nicht Kobolde, Waldmänner, auch Nixen und Derlei mehr walten und weben — —

So ist's auch, wenn Ihr im einsinkenden Verdämmern des Alltäglichen eines Namens eingedenk werdet, den die Welt mit Preis nennt.

Solch ein Name leuchtet magisch herein und herab, wie das leuchtlodernde Feuer jener Bergspitze — und all' die Landschaft um den Berg selbst ist das nachtumflossene, entschwundene Leben des großen Mannes, in dessen Ursprung, Ernst und Frohes, Kühnes und Sanftes, in dessen Träume und in die schmuckloseste Wirklichkeit wohl Jeder einen Blick senden möchte.

Weil nun der Name Ludwig Schwanthaler für alle Zeit hellfreudig durch die Vergangenheit leuchtet, ist's Euch etwa genehm, und frommt wohl, wenn einige nähere Kunde ausgeht.

Denn so Ihr, weitaus in deutschen Landen, Werke Schwanthaler's erblickt — oder es sei zu München — Ihr schreitet hinaus, und es zuckt im Abendstrahl um das Haupt der Bavaria — da schaut Ihr dann mit so viel reicherem Empfinden hin, weil Ihr zu aller Bewunderung noch wißt, wie der Meister lebt' und webte, welcher berufen war, so Erhabenes und Schönes zu schaffen.

Was aber sein Künstlerherz betrifft, so kommt zu Tage,

was nur Wenige wußten, nehmlich wie deutsch ritterlich und romantisch es gemuthet war, während die meisten und bedeutendsten Werke Ludwig Schwanthalers eine ganz andere Welt des Empfindens — die antike — zu beweisen scheinen.

Ich kannte den Meister gar wohl.

Nehmt freundlich an, was Freundeshand Demselben zu frohem Andenken aufzeichnet.

Von Meister Ludwig's Voreltern bis auf ihn herab.



Mir ist's, als sei es gestern gewesen — aber es sind schon zwölf Jahre verfloßen, und ein milder Herbst-Abend war es.

Da befand ich mich beim Meister Ludwig im Hausgärtlein, zunächst der unteren Werkstätte in der Lerchen- oder, wie sie nun genannt wird, Schwanthaler-Straße. Im besagten Gärtlein schritten wir ab und zu, recht gemach — der Meister war schon lange leidend — und kamen im Gespräch von Einem auf das Andere.

Dabei ließ sich der Meister Ludwig in verschiedener Weise an. Bald sprach er ruhig, doch bestimmt und körnig, bald farbig, bewegt, ja schwungreich, und gelegentlich ließ er dann wieder etliche Worte fallen, welche auf eine leise Wehmuth hindeuteten.

Dieß Alles, je nachdem es sich um die inneren und äußeren Bedingungen des Künstlerlebens, um Gegenstände der Phantasie

oder um Erlebtes, Gewünschtes — und, in diesem Betreff, Erreichtes, oder nicht Erreichtes handelte.

Zeitweise brach er das Gespräch ganz ab und hing seinen Gedanken nach.

So war es wieder einmal.

Dazu hielt er beim Gehen ein, stand da, fest auf seinen Stock gestützt, aber ein wenig gebeugt, und sah in das gelb' und rothe Herbstlaub an Büschen und Bäumen.

Auf dem Boden lag auch schon einiges dürres.

Mehrere Minuten lang sagte er nichts. Aber ich verstand ihn nur zu wohl.

Denn wir hatten vorher von Etwas gesprochen, was seinem Herzen viel Kummer und Sehnsuchtsgram bereitete; dann, im Ganzen und Einzelnen, von seinen Werken — drauf gab er nie zu viel — schließlich von Dem, was sich noch Alles schaffen ließe, würde ihm noch längere Zeit und bessere Gesundheit beschieden.

Aber da hatte er alle Hoffnung aufgegeben.

Als wir nun im Verlaufe wieder zu reden kamen, war er wieder heiterer und sagte, wohl mit denselben Worten:

„Nun, Einiges hab' ich ja doch in die Welt gesetzt, was beweist, daß ich kein ganz gewöhnlicher Bildhauer bin — und weßhalb soll denn gerad' ich Alles fertig bringen wollen? Ist nicht viel' Andern so gut geworden, wie mir; ja kaum Etlichen war's gegönnt, auch nur den zehnten Theil zu schaffen. Jedenfalls hab ich's doch in allen Stücken weiter gebracht, als mein herzguter Vater gemeint hat, und," setzte er mit leise bitterem Tone bei, „als derselbige große Meister an der hochrühmlichen

Academia. Der wollte meiner ganzen Absicht den „„Laufzettel““ geben. Nun, ich hab's ihm wohl längst verziehen, daß er mir oft nasse Augen machte. Aber es ist mir doch das Liebste, daß gerad' ihm seine Prophezeiung nicht hinausgegangen ist.“

Da lag nun das Was und Wie ganz nahe, wir lenkten die Rede auf seine Jugendzeit, dann stets weiter bis auf seine Voreltern, und weil er mir davon Einiges mittheilte, und man solcher Männer Worte nicht leicht vergißt, sind sie mir völlig im Gedächtniß geblieben.

Der Inhalt seines Berichtes war aber dieser:

Meister Ludwigs Voreltern waren im Innviertel zu Hause.

Da lebten sie an verschiedenen Orten, waren Kriegsleute, und der Eine und der Andere hinterließ den Ruf eines ritterlichen Schnapphahnes.

So ging es fort bis in die Zeiten des Bauernkrieges.

Dazumal lebte ein Schwanthaler, Namens Andreas.

Dieser hielt sich aber nicht im Innviertel auf, sondern zumeist im Schwäbischen, und von ihm geht Kunde, er sei als Lanzknechtführer mit dem berühmten Feldhauptmann Georg Frunsberg von Kempten aus in's Salzburgische gezogen, wo der Lärm wegen des Erzbischofs Mathäus los war, welcher die Evangelischen nicht dulden wollte. Da waren die Salzburgischen und die Bauern auf einer Parthei, und der Erzbischof hatte viele Gefahr zu überstehen, bis der Herzog Ludwig von Bayern von der einen und der Georg Frunsberg von der andern Seite mit

dreitausend Mann vorrückten, worauf mehrmals blutiger Kampf stattfand.

Dabei war der Schwanthaler Andreas stets unter den Tapfersten.

Es ist auch noch eine alte Aufschreibung vorhanden, aus welcher klar hervorgeht, wie dann die Sache weiter verlief, bis der Frunsberg die Aufrührer dahinbrachte, sich zu unterwerfen, um weiteres Blutvergießen zu verhindern.

Wie es aber mit dem Andreas selbst weiter ergangen, hierüber findet sich nichts.

Näherher, zu Zeiten des dreißigjährigen Krieges, verhielt sich die Sache so.

Dazumal waren die Schwanthaler zu Markt Ried im genannten Innviertel, „waren aus ritterlichen Gesellen, Schnapphähnen und Landsknechtsleuten, Neststitzer, Bürger und Meister in der Kunst geworden" und hielten sich dort auf, wenn sie nicht auf eines Herren Ruf Zeitweise wo andershin zogen, um ein Werk zu überbringen, oder an Ort und Stelle Etwas zu schnitzen und zu meiseln.

Diese Schwanthaler waren fast alle tüchtige Leute — besonders aber Einer, der sich, schon mehr gegen Ende des dreißigjährigen Krieges und dann noch ein dreißig Jahre länger, in der Skulptur, Malerei und mehr Anderem thätig erwies.

Dieser Schwanthaler hieß Thomas und stand in großem Ansehen. Dieß ist auch aus einem eigenen Wappenbrief zu ersehen, welcher ihm aus kaiserlicher Machtvollkommenheit vom

Pfalzgrafen Ferdinandus Wilhelm Metzger von Meggenburg behändigt wurde.

Auf diesen Thomas folgten dann noch andere Schwanthaler, welche sich gleichfalls zu Ried aufhielten, und so ging es fort, bis Einer, mit Namen Franz nebst seiner Ehefrau und einem Bruder, der hieß Petrus, nach München übersiedelte.

Das trifft in die achtziger Jahre des verfloßenen Säkulums.

Besagter Franz und Petrus Schwanthaler waren Bildhauer und Schnitzer, in ihrer Kunst ganz fest und ehrenwerth — zumal der Erstere — also achtete man sie zu München sehr.

Gleichwohl hatten sie nicht viele höhere Arbeit, sondern mehr schlichte Grabdenkmäler und Dergleichen zu fertigen; kurz, mit etlichen Ausnahmen ward da nichts Merkenswerthes geschaffen.

All' die Zeit über hatten die zwei Schwanthaler ihre Behausung in der hochlöblichen Windenmachergasse.

Nun schrieb man einmal Ao. D. 1802, der 26. August war's.

Da wurde der Franz von seiner Ehefrau mit einem Söhnlein beschenkt, dasselbe wurde Ludwig benannt — und eben Dieser wurde dann in späteren Jahren der berühmte Meister Ludwig Schwanthaler.

Mit Deßen Kindertagen und weiter herauf war es so beschaffen.

Als der Ludwig noch ganz jung war, legte er schon Liebe zur Kunst an den Tag und boßirte sich, je nachdem er Etwas sah oder hörte, Ritter, Landsknechte, auch neueres Kriegsvolk, nebenbei wieder Heilige, Einsiedler, verschiedene Engel und so mehr aus Wachs und nutzte Sämmtliches zum Spielzeug.

Sein Vater gab aber nichts auf das Geboßel und schien keineswegs gewillt, aus seinem Söhnlein einen Skulptor oder Maler zu machen.

Als der Ludwig in die ersten Schulen und später in die höheren kam, erwies er sich beim Lernen und im Studium sehr gut. In jeder freien Stunde aber verlegte er sich wieder auf's Zeichnen und Boßiren. Denn dazu trieb es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, und je beßer er allmählig seine Sache zu fördern glaubte, desto tiefer kränkte es ihn oft, daß sein Vater keinen Werth auf seine vermeintlichen Werke lege, ja manches Mal sogar verdrießlich schien.

Er war es auch.

Wollte er zwar des Knaben Begabtheit nicht verkennen, so widerstrebte ihm doch das Ziel derselben.

Was der kleine Ludwig fertigte — es war eben nicht griechischer Art, vielmehr dem Geist des deutschen Mittelalters entsprechend; und von diesem wollte der Vater Franz nicht viel wissen — höchstens die Wärme für Religiöses ausgenommen; denn hievon konnte er, abgesehen vom eigenen, christlichen Herzen, in seiner bürgerlichen Bildhauerei Gebrauch machen.

Wie wenig er nun mit des Sohnes künstlerischer Anschauung und Vorliebe für eine, von ihm selbst unbegriffene, Zeit zufrieden war, so hinderte er ihn gleichwohl in nichts.

Er glaubte nehmlich, es sei im Grunde gleich, woran man sich technisch, im Zeichnen und Modelliren, übe, und mit wachsender Einsicht in das Aesthetische und Helle der klassischen Zeit werde in seinem Ludwig die Geneigtheit für die naturwüchsigen

Formen, für die derben, materiellen Gewandungen und, nebst allem Uebrigen, für das eigenthümliche Helldunkel des Mittelalters von selbst abnehmen.

Er täuschte sich vor der Hand.

Denn aus dem Bereich des Letzteren schöpfte der Ludwig, statt weniger, stets mehr, und es entstanden im Laufe einiger Jahre ganze Reihen plastischer Versuche und Hunderte von Blei- stift- und Kohlenzeichnungen, welche beinahe sammt und sonders von jenem anderen, als dem Vater beliebten, Geist durchweht waren.

Sie sind fast alle verkommen.

Jene Zeichnungen oder Skizzen, welche sich noch vorfinden, beweisen aber lebendig, von was Ludwigs Herz voll war. Alles ist sagenhaft, abenteuerlich, mittelalterlich, ob weltlich oder geistlich, und nur höchst spärlich finden sich Blätter, welche andere Motive veranschaulichen.

Zeichnungen letzter Art sind nicht ohne Geschick, und sicher nicht ohne feines Gefühl hingebildet.

Gleichwohl muthet es den Beschauer an, als habe die Hand, welche sie zu Papier brachte, nicht volle Lust und Liebe geleitet, sondern mehr das Verlangen, auch dem Vater Franz etwas Angenehmes zu erweisen. Jenem Hang zum Mittelalter, so weit dieser Begriff dem Ludwig in so früher Zeit zugänglich sein konnte, entsprach auch seine Lesesucht. Denn anders läßt sich die Begierde nach Büchern oder Büchlein seines Geschmackes nicht bezeichnen. Er fahndete förmlich darauf und sparte Pfennig um

Pfennig, Das oder Jenes erwerben zu können, was ihm wieder neue Aufschlüsse über seine liebe, alte Zeit geben sollte.

Hatte er es so weit gebracht, trug er seine „Geschrift" still begeistert, schon auf der Straße blätternd, heim und las dann, wenn der Vater nicht in der Werkstatt war, oder spät Nachts bei einem Oehllämpchen, dessen Versorgung er mit mühseligsten Anstrengungen seiner Baarschaft bestritt.

Da konnte er sich nicht satt lesen am Herzog Ernst, am Fortunat und gehörnten Siegfried, an den Heymonskindern, der schönen Melusina, nebst allem Uebrigen, was zu solchen, alten Volksbüchlein zählt. Dazu gesellten sich die Ritterromane des vorigen Jahrhunderts, zumal verschlang er, sit venia verbo, ein Buch, Namens Eckberts Wanderungen und ein zweites, Raubgraf Dassel betitelt.

Doch sah er auch zu, wie er in wahrhafte Historie Einsicht gewinnen könne.

Selbstverständlich waren die Chroniken in erster Reihe.

Kam ihm eine solche zur Hand, war seine Seligkeit voll — er hatte gemeinsame Genugthuung für Geist und Seele.

Denn zur Seite wahren, reinhistorischen Inhaltes fand er in den dort und da vorkommenden, naiv und gläubig miterzählten Sagen auch neue Bestätigung seiner phantasievollen Anschauung und seines holden Wahnes; er fühlte sich aber auch mählig berechtigt, dem Thatsächlichen selbst eine romantische, nach Bedürfniß bald mildere, bald kräftigere Wesenheit anzudichten.

Keine Frage, daß sich hiebei zeitweise kein gar leises Bedenken einstellte; aber er wußte es doch zu besiegen.

Zumal, wo es galt, glorreich Mannhaftes anzuerkennen, rang er seine Zweifel mit einem Trutzspruch nieder. Der lautete: „Besser ausbündige Kraft, als schlottrige Schwäche — es war einmal so, mußte so sein — und sollte den Zieraffen zum Trotz noch so sein.“ Im Ganzen aber entwickelte sich jener, sein eigentlicher Humor, in welchem durch das Düster der alten Zeiten stets etwas Hellfreudiges, froh Abentheuerliches hereinlugte — und welcher dem romantisch frohen, lichten Elemente derselben so viel ernste, gediegene Folie, so viele ethische Würde und Tiefe vindicirte.

Der Ludwig hatte eben der alten Zeiten hold Psychisches und kräftig Organisches so verklärt und sich so einander ergänzend erfaßt, daß keine Betrachtung eintrat, bei welcher nicht jenes Psychische und Organische eine ungesuchte, wohlthätige Wechselwirkung bethätigt hätte.

Es bedarf nach allem Diesen kaum der Erwähnung, daß der kleine Ludwig in selbsteigener Person so viel Ritterliches, als immer nur möglich, in das Leben zu gestalten suchte.

Nehmlich im Spiel mit seinen Jugendgenossen.

Hiebei bewährte er ausbündigen Muth, überströmende Frische und Freudigkeit, und seine Freunde empfanden dieselbe in Wort und That.

Also wenn es an's Turniren ging, fehlte oft wenig, daß Blut floß; wurden Burgen gestürmt, war er meistens der Führer, eiferte mit allen Mitteln zur Tapferkeit an und führte sehr häufig ein so strenges Regiment, daß mancher Streiter ziemlich sichtbare Spuren desselben heimtrug — dagegen der Feldherr gleichfalls

Erinnerungen sein nannte, wenn es zum Handgemenge kam, oder wenn ein Anderer zur Herrschaft gelangte.

Eine nicht unbedeutende Rolle spielte, neben Belagerungen und Turniren, das Leben der Stegreifritter und Staudenhechte, welches oft bis zu einer Art Identität ausgeführt wurde, und ohne viele Vorbereitung.

Hie und da aber ging man kunstreicher zu Werk.

Es ward ein förmliches Ritterstück mit fahrenden Kaufherren, Burgfräulein, Raubrittern und Burgpfaffen abgefaßt, Knappen, Narren, Kellermeister, und was sonst bunterlei, fehlten begreifllich auch nicht, eben so wenig ein unausweichbarer Burg-Geist — und da gab es wunderwürdiger Thaten, frohen Getümmels, Groll' und Grimmes, Schreckens und Schauers in Hülle und Fülle, ungerechnet, was an Liebesklagen und Treue-Schwüren zur Verwendung kam.

Schon um diese Zeit war es, daß Ludwig hie und da einen gewissen Gespielen hatte, den er zwar über kurze Zeit verlor, aber in etwas späteren Jahren wieder fand, worauf sich ein Geistes- und Gemüths-Einverständniß ergab, welches zur unverbrüchlichsten und, innerlich und äußerlich, folgenreichsten Freundschaft gedieh.

Jener Gespiele war ein junger Graf. Auch er war schon in Knabenzeiten vom Zauber vergangener Jahrhunderte angeweht, auch er glühte für Kunst, er zeichnete, musicirte, auch er liebte Geschichte und Sage, war der Mitempfindung jenes Humors fähig, und zu Allem fügte es sich so, daß er mit seiner höheren Bildung wohlthätig auf den bürgerlichen Genossen einwirkte.

Es war Franz Pocci, von welchem die Rede ist, in dessen väterlichem Hause Ludwig in kommenden Jahren gütevoll aufgenommen ward — ein glücklicher Umstand, welcher für die Zukunft und gesammte Thätigkeit des strebsamen Geistes die günstigsten Folgen hatte.

Ueber einige Zeit, und als der Vater Franz den Ludwig halbwillig, halb nicht, in die Vortheile der Bildnerei einweihte, machte der Letztere wohl auch ein oder das andere, halb erhabene Stück, etwa auch ein kleines Standbild in griechischer Weise, und das war dann dem Vater freilich genehm.

Aber es bedünkte ihn doch manches Opus nicht so gut, als es wirklich war, weil er eben stets des Sohnes Geneigtheit für andere Art und Empfindung im Gedächtniß hatte und einmal für immer glaubte, dieselbe müße unbedingt nachtheiligen Einfluß ausüben.

Der Sohn ließ sich durch diese hartnäckig vorgefaßte Meinung nicht beirren und ward immer und immer eifriger, den Wünschen des Vaters gerecht zu werden. Dafür warf er sich dann wieder, um auch den eigenen Drang zu stillen, mit so viel mehr Eifer auf Bereicherung seines mittelalterlichen Empfindens, Wissens und Schaffens.

Im Ganzen aber und in einer, wie in der anderen Richtung eignete er sich ein so wunderwürdig leichtes Erfassen alles Darstellungswürdigen und ein so sicheres und behendes Hinstellen desselben an, daß zuletzt all' sein Schaffen fast nur einer Art Schrift in Kohle, Stift und Thon glich.

Diese überaus große Leichtigkeit wäre dem Jüngling sicher zum Verderben, statt Segen, geworden.

Er erkannte bei allmählig besserer Einsicht diese Gefahr selbst, legte der stürmischen Phantasie und zu großen Schaffenslust Fesseln an, und es gelang ihm, an der Hand ernster Studien und durch des Künstlers wahre Demuth den schlimmsten Lockgeist zu überwältigen — den Dünkel der Vollkommenheit.

Die Anstrengung hiebei war nicht gering.

Denn Tags über galt es eben, in des Vaters Werkstatt zu arbeiten, wo es sich, wie gesagt, größtentheils um gewöhnliche Skulptur handelte, wie man sie im Leben oder für Denkzeichen Verstorbener brauchte, und nur höchst selten um einen anderen Auftrag, bei welchem es der Mühe lohnte, mehr Geist und Phantasie, oder auch technische Meisterschaft zu bewähren.

Was aber vorkam, der Ludwig ließ sich stets finden. Galt es ja zuvörderst, das liebe Brod für Mutter und Schwester zu erwerben.

So ging's bis Abends.

Da war er oft ganz müd' und erschöpft.

Aber er gönnte sich nur kurze Ruhe, und oft bis der Morgen graute, ging er seinen besseren Studien nach.

Dabei kam zur Würze manche Zeichnung zum Vorschein, welche durch die Frische der Phantasie in tieferem Ernst oder in heiterer Laune bewies, daß ihr Schöpfer nahezu gar keiner wesentlichen Geistes- und Gemüthsabspannung fähig sei.

Dieß bekundete sich in einiger Zeit noch gründlicher.

Da besuchte Ludwig die Akademie, und nun traf das früher Gesagte ein.

Der Künstler, welcher der Akademie vorstand und für Viele die schönsten Hoffnungen hegte, die zu Nichte wurden, konnte der Begabung Ludwigs nicht gewogen werden, sprach ihm alle Zukunft ab, und dieß geschah mit solcher Sicherheit, daß es dem Jüngling oft die bittersten Thränen erpreßte.

Aber hemmen oder gar in seinem Bewußtsein vernichten ließ sich Ludwig nicht.

Wenn es einen solchen „harten Strauß" gesetzt hatte, da schritt der Ludwig wohl immer wehmüthig träumerisch, ja trostlos nach Hause.

War er aber nur wieder in des Vaters Werkstatt, oder später wieder allein in seiner Stube, die ihn mit Allem, was er an die Wände geheftet, an so viel Schönes erinnerte, was andere, edle Geister geschaffen hatten, da fühlte er wieder seine ganze Kraft.

Einmal schien sein Muth dennoch zu erliegen.

Als die Aussprüche von bewußter Seite gar nicht endeten, und sich aus andern Anlässen darzuthun schien, daß mit der Skulptur überhaupts in diesen Zeiten von Dem nichts zu erreichen sei, was sich eine bedeutendere Künstlernatur vorzunehmen habe, kam ihm zu Sinn, einen ganz anderen Weg einzuschlagen, und sich vom plastischen auf das malerische Gebiet zu begeben.

Er wollte Schlachtenmaler werden.

Begreiflich sollten die Gegenstände aus alten Zeiten genommen sein.

Mit ernstestem Eifer suchte er sein Vorhaben in's Werk zu setzen, und der berühmte Schlachtenmaler Albrecht Adam bot, was das Technische betraf, treueste Hand.

Aber im Verlauf eines Jahres ward die Sehnsucht nach dem früheren Streben wach und Ludwig kehrte zur Skulptur zurück. Er schämte sich, zu entsagen, wo er noch lange nicht genügend gekämpft und gerungen. Er wollte durchdringen und hoffte Dieß — oder den Umständen erliegen. Aber er wollte von nun an einen Weg nicht mehr verlassen, welchen zu wandern, seiner innersten Ueberzeugung nach, eben er bestimmt war.

Nach etlichen Jahren nahm doch Ludwigs tiefster Kummer ein Ende, nehmlich jener, sich von geringerem Talent das seine absprechen lassen zu müssen.

Es war Einer nach München gekommen — Cornelius.

Dieser erfaßte Ludwig Schwanthalers Werth gar bald, und vor einem einzigen Ausspruch dieses erhabenen Meisters flüchtete der moralische Alp, der Schmerz der Verkennung, von des Kunstjüngers Brust.

So wuchs die Ausdauer auf's Neue, das freudige Bewußtsein, die Achtung eines so großen Mannes zu besitzen, welcher früher auch seine Kämpfe hatte, um einem hohen Ziele treu zu bleiben, verlieh den Muth, an Entwürfe zu gehen, welche schon, wie für immer, zurückgelegt waren, und die Phantasie trieb Blüthen und Früchte, so frisch duftig, gesund und unverkümmert, als ob Geist und Gemüth noch nie die leiseste Kränkung erlitten hätten.

Somit beseelte die junge Brust über nicht lange Zeit froheste Sicherheit, Gutes leisten zu können, und es handelte sich nur darum — daß der oder Jener komme und sage: Auf da, junger Meister Ludwig, und schafft mir etwas Großes und Treffliches!

Aber es kam eben Keiner. Und so schien sich, statt des früheren Schmerzes, ein anderer geltend zu machen, von welchem schon so manche, bedeutsame Künstlernatur zu Zeiten der Entwicklung heimgesucht ward — und selbst zur Zeit errungener Meisterschaft, des herrschenden Geschmackes wegen, oder aus irgend welchen anderen Gründen nicht verschont blieb. Es war der Schmerz — werth gehalten zu sein, schöne Aufgaben zu lösen — und Niemand zu finden, welcher diese Lösung verlange.

Ja selbst auf eigene Gefahr hin Etwas zu unternehmen, gebrach die Zeit wieder.

Denn als man 1821 schrieb, starb des Ludwigs Vater, der Franz „ein rechter Ehrenmann, der voll bester Absicht in Sachen der Kunst war und eine gar geschickte Hand zur Skulptur hatte."

Das sind des Sohnes eigene Worte.

Wer ein feineres Werk des alten Herrn sehen will, betrachte die Figur am Eingang des englischen Gartens.

Kurz, da der Vater von Erden weg war, — Vornehmeres in der Kunst nichts in der Arbeit oder auch in entfernter Aussicht stand, wohl aber diverses, bürgerliches Werk, — mußte der Ludwig alles höhere Ringen fast ganz vergessen und das Mindere fördern.

Dabei half ihm nur Einer, der Vetter Xaver Schwanthaler, welcher seit etlicher Zeit nach München gekommen war, und späterhin selbst einen trefflichen Namen in der Kunstwelt errang. Der Petrus aber, des verstorbenen Vaters Bruder,

that nimmer mit; nur daß er in Alles darein redete, und was man so nennt, die ganze Sache leitete.

Wie hoch diese Leitung anzuschlagen sei, oder nicht, der Ludwig trug eben doch nahezu alle Last — aber es galt, wie früher, Mütterlein und Schwester zu ernähren, und einen besseren Sohn und Bruder, als ihn, gab es nicht.

Ein paar Jahre später starb dann der Petrus auch — und nun stand der Ludwig wahrhaft allein als Herr in der Werkstatt.

Um diese Zeit schien es hie und da, als wolle der Himmel ihm doch einige Hoffnungsblicke gönnen. Denn es kam Der und Jener um ein Opus von etwas besserem künstlerischen Werth. Aber viel war im Grunde nie an solchen Aufträgen und etliche, welche dem Ludwig die willkommensten gewesen wären, wurden wieder zurückgenommen.

Also recht Richtiges wollte sich nicht darbieten.

Da traf Etwas zu, was auf die Zukunft des jungen Meisters jenen entscheidenden Einfluß hatte.

Am Hoflager des Königs Maximilian befand sich ein Edelmann und Hofmarschall, Namens Montpergny.

Dieser sah im Hause des alten Grafen Pocci Zeichnungen von Ludwig Schwanthaler's Hand.

Er fühlte sich vom Geist derselben überrascht, erkundigte sich um Weiteres, und der alte Graf, zumeist dessen Sohn, der Franz, Beide sprachen sich so begeistert und theilnehmend aus, daß der besagte Montpergny nichts Eiligeres zu thun hatte, als

die Werkstatt Ludwig Schwanthaler's zu besuchen und ihn selbst kennen zu lernen.

Da sah er so viele, treffliche Entwürfe und entnahm aus Dem, was und wie der junge Meister sprach, so viel Günstiges, daß er es für Pflicht hielt, der Schaffenslust möglichst entgegen zu kommen.

Er ließ zwar hierüber nichts gegen Ludwig verlauten, berichtete aber seinem königlichen Herrn bei nächster, günstigen Gelegenheit, welche edle Kraft hier zu München weile.

Die Folge war, daß urplötzlich eine freudige Botschaft an Meister Ludwig erging, welcher weit entfernt war, den Besuch des Herrn vom Hofe für irgend wichtiger zu halten, als ähnliche von früher her. Ludwigs Herzfreund aber, der Franz Pocci, hinterbrachte ihm jene Botschaft zuerst in vertraulicher Weise. Die offizielle Nachricht kam einen Tag später.

Die Sache war aber diese.

König Maximilian wünschte eine kunstvolle Tafelzier. Diese sollte von Silber, mit vielen, schönen Gruppen oder Figuren aus der griechischen Mythe in halb erhabener Arbeit versehen sein, und dazu sollte Meister Ludwig Schwanthaler Hand anlegen.

Welche Freude für Ludwig.

Wäre die Aufgabe gewesen, aus deutscher Vergangenheit zu schöpfen, es hätte freilich noch besser geklungen. Aber er war ja seiner gleichen Fähigkeit für jenen Geist und Styl sicher, weil er künstlerisch classische Bildung hatte.

Deßhalb griff er froh und muthig zu, denn er konnte sich

denn doch in einer, wenn auch nicht der geliebtesten, Weise äußern und bewähren. Groß und schön erschien ihm ja auch das Griechische, und wenn er auch in seliger Gewohnheit anders empfand und Dieß in jener Zeit so ziemlich stadtkundig war, gerade deßhalb wollte er den Beweis liefern, seine Brust sei weit genug für die Welt alles edlen Empfindens — und gerade in der trefflichen Durchführung eines griechischen Motives hoffte er in Bedachtnahme zu bringen, was er bieten könne, wenn dem innersten Zuge seines Genius eigene Wahl der Motive und seinem Gemüth das ganz entsprechende Gebiet des Empfindens frei gestellt würden.

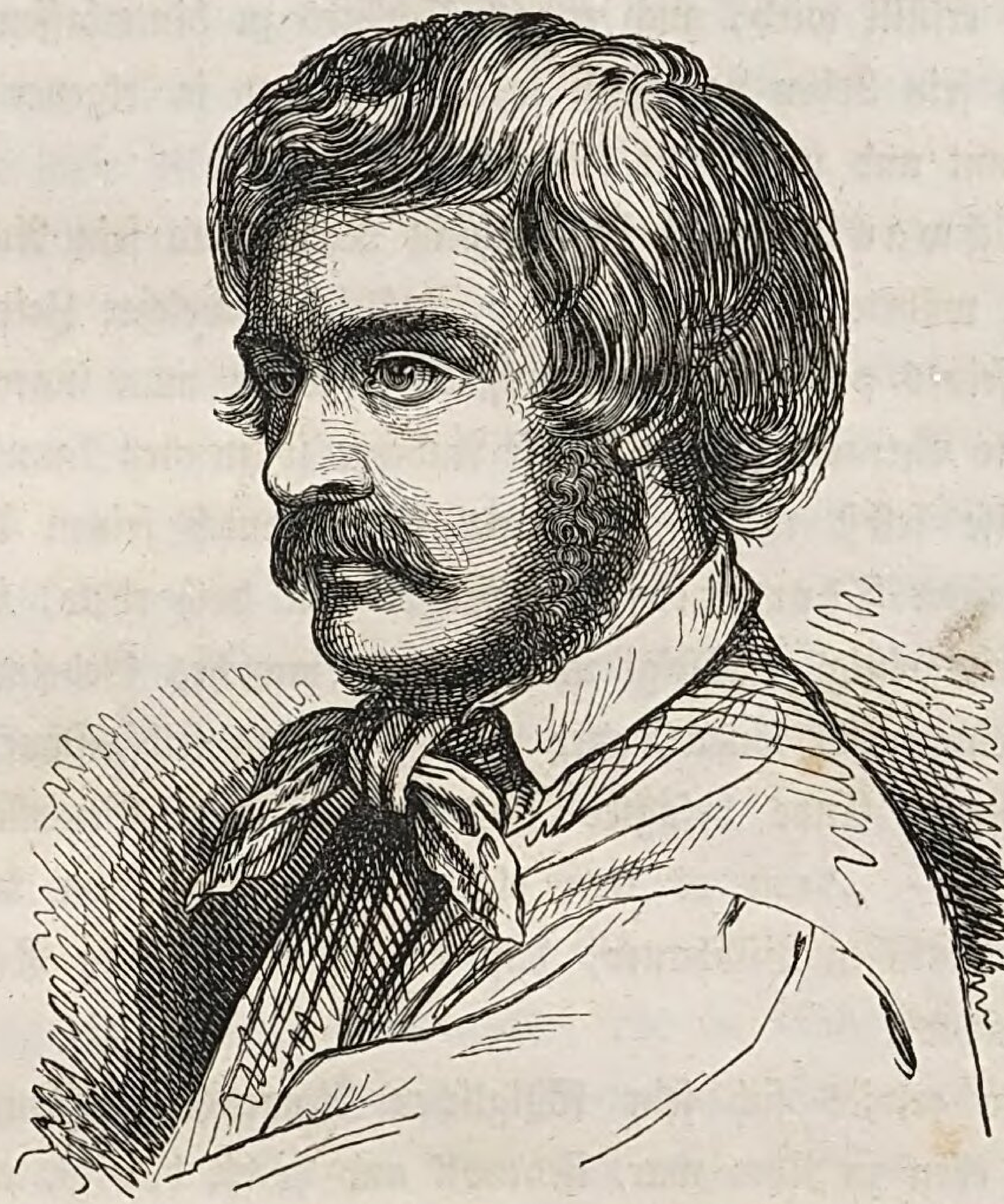
Als er seiner Zeit jene Aufgabe gelöst hatte, und der König und die Seinen das Werk Ludwig Schwanthaler's sahen, spendeten sie ihm volles Lob, und König Maximilian, welcher sich auf Kunst verstand, sagte: Es sei Alles so schön erdacht und anmuthreich ausgebildet, daß ihm kein Meister in der Welt zu größerer Zufriedenheit hätte arbeiten können.

Auf diesen und die Aussprüche verschiedener, großer Kenner hin, war Ludwig Schwanthaler's Name und Werth mit einemmal in gehörigen Ehren.

Nicht viel später schied der unvergeßliche Maximilian von Erden und Dessen edler Sohn, Ludwig, ward König in Bayern.

Was Ludwig Schwanthaler diesem Fürsten in künftiger Zeit verdankte, weiß alle Welt.

Dazumal aber bot der König dem jungen Meister seine Hand und machte es ihm möglich, nach Italien zu ziehen.



Ludwig verließ die Heimath. Bald schrieb er: „Ich trat mit heiliger Ehrfurcht in die unerschöpfliche Schatzkammer der Kunst, bei deren Besuch und bei der Ueberlegung dessen, was schon alles Vollkommenes geschaffen wurde, sich auch das beste Talent zuerst gänzlich niedergeschmettert glaubt, aber sich dann beim nähern Bedenken, daß die neue Welt auch ihre Ansprüche an jetzige Meister macht, schon auch wieder aufraffen kann und erkräftigt. Wozu dann bald die weitere Folge kommt, daß der Bildhauer oder Maler durch den sichtbaren Beweis der langen Dauer der künstlerischen Productivität, mit einem wahren Fana-

tismus erfüllt wird, auch etwas Schönes zu hinterlassen, wenn er auch sein Leben daran zu setzen hätte und in eigener Person unbekannt und unbelohnt bliebe."

Schwanthaler befand sich in Rom, und sein Aufenthalt daselbst währte nahezu ein Jahr, während welcher Zeit er zur Seite seines passiven Kunstgenusses — wenn man innerlich folgereichste Betrachtung der Werke Anderer so nennen kann — auch theilweise selbst thätig war und hiebei durch seinen Umgang mit Meister Thorwaldsen, welcher ihn hoch ehrte, in allen Betreffen geistig gekräftigt und noch in manches Geheimniß der Kunst eingeweiht wurde, oder sich die Lösung selbst schuf.

Gegen Ende besagter Zeit endete aber Genießen und Schaffen — „denn es kam ein schweres Siechthum über den armen, deutschen Bildhauer, daß er schon aufrichtig Reu' und Leid machte".

Da erwies sich sein königlicher Namensvetter Ludwig, welcher eben zu Rom war, liebevoll und höchst besorgt, und des Königs eigener Medicus bot Alles auf — aber Alles schien vergebens — bis ihm zuletzt doch gelang, das Rechte zu finden, den Meister vom Tod zu retten und so weit herzustellen, daß er in sein geliebtes Deutschland heimkehren konnte.

Also traf der Schwanthaler Ludwig wieder zu München ein.

Der andere Ludwig aber, sein erhabener Gönner, nach nicht langer Zeit gleichfalls.

Von nun an kam der und jener vornehme oder reiche Herr, welchen es nach einem Werk von Ludwig Schwanthaler verlangte, eine und die andere Stadt wandte sich an

ihn, aber Alles überbot König Ludwig's Verlangen, einem edlen Genius Gelegenheit zu geben, sich in seinem ganzen Reichthum in jeder Richtung entfalten zu können.

Somit war die Zeit gekommen, welche den guten Vater Franz wohl unsäglich glücklich gemacht hätte.

Denn der Ludwig war ja weitberühmt „in der ihm so lieben, griechischen Skulptur, außer der's dem Vater nichts gab, obwohl er selbst fast lauter Anderes meiseln und schnitzen mußte —". Der Vater Franz hätte aber dann auch der „anderen Weis' ihr besseres Recht wiederfahren lassen, weil ihm deutlich geworden wäre, was sich aus unserer eigenen, alten Zeit herausarbeiten lasse."

So wär' es mit dem Vater Franz gewesen.

Nun er hatte auch noch bei Lebzeiten eingesehen, daß im Ludwig ein größerer Geist walte, als in sämmtlichen, früheren Schwanthalern miteinander genommen. Also kann da von einem Verkennen nicht die Rede sein — und was an väterlichem Anerkennen zu wenig geboten worden war, Das hätte wohl Nachtrag gefunden.

Von Demjenigen, welcher das Regiment in der Akademie führte, als der Ludwig dieselbe besuchte, und welcher sich gegen ihn so vertrauenslos aussprach, läßt sich Das so bestimmt nicht sagen. Wohl aber, daß ihm insgeheim ein sonderliches Licht in seinem löblichen Prophetenhaupt aufgegangen sein möchte, hätte er die Zeit erlebt, in welcher der talentlose Schwanthaler Ludwig als ein so großer Meister anerkannt wurde — und wenn er gesehen hätte, was Der noch zu schaffen vermöge.

Von Meister Ludwig's Ahnherrn Thomas und dessen eigenem Wappen.

Wie gesagt, in letzten Zeiten des dreißigjährigen Kriegs hatte der Ludovicus einen Vorfahren.

Der hieß Thomas und lebte seßhaft zu Ried.

Da war selbiger Thomas ein fester Bürger — seines rechten Zeichens aber ein Bildhauer, Schnitzer, Gravirer, Maler und in dieser, wie mehr anderen Kunst, weitaus trefflich erkannt und hochgehalten, so daß der Eine von ihm sagte: Er steh' an vielfachem Ding und trefflichem Werk den Besten nicht viel nach, als welche den Deutschen angehörig seien, ein Anderer aber: Er hab' in seim Wesen, all seiner Verschiedenheit, und wie fleißig er schaff' und ausbilde, Etwas vom Dürer an sich, hinwieder vom Welschen Cellin, so Beide gemacht hätten, wie und was sie sich zu Sinn nehmen und schaffen wollten. Nur daß ihre Zeit besser gewesen sei.

Daran sieht ein Jeder, daß es der Thomas, des Ludovicus Ahnherr, wohl werth war, wenn ihm eine sonderliche Ehre angethan und ein Wappen verliehen wurde.

Wie dieß Wappen beschaffen ist, wäre nun wohl kurz zu vermelden.

Weil sich aber die ganze Urkunde noch vorgefunden, Der oder Jener vielleicht noch nie eine solche in Augenschein genommen hat und dieselbe eine ausnehmende Klarheit, Deutlichkeit, auch einen besonders liebreichen Stylum ausweist, also sei sie in toto et extenso hierher gesetzt und soll anmit durch die ganze Welt in Druck ausgehen, damit der Pfalzgraf Metzger auch seine Ehr' genießt.

Lautet:

„Ich Ferdinand Wilhelmb Metzger von Meggenburg, Römischer Khayserlicher Majestett rc. des heiligen Römischen Reichs Pfalz- und Hofgraf zu Ladron und Komes Palatinus bekhenne offentlich mit diesem Brief und thun khund Jedenmeniglich. Als verschiner Zeit der Allerdurchlauchtigist Großmechtigist Unüberwindlichiste Fürst und Herr, Ferdinand, der Dritte diß Namens, Erwölter Römisch. Khayser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs in Germanien, zu Hungern und Behemb, Dalmatien, Croatien, Sclavonien König, Erzherzog zu Oesterreich rc. Mein allergnedigister Herr auß sonder Gnaden, Redlichen Vrsachen, eigener Bewegnus, mit vollbedachten Muth, guetten zeitigen Rath und rechten Wissen, vermitls Ihrer Röm. Khayserl. Mayestett Hochheit und Vollkommenheit — undter andern Stattlichen Begnadungen vnd Privilegien mir auch diese sonderbahre Freyheit Al-

lergnedigist verliehen und mitgetheilt: daß ich auß khey. Macht vnd Gewalt Ehrlichen Rödlichen Leuthen, die ich dessen würdig sein erachten werde, ainen Jeden nach seinen Standt vnd Wesen, welche mir dann in mein Discretion und Bescheidenheit gesetzt werden, erbetten Zeichen, Wappen und Cleinod mit Schild und Helm geben vnd verleihen, dieselben auch Lehens vnd Wappengenoss machen, schöpfen vnd erhöben soll vnd mag — wie Ihr Khay. May. dryber verförttigt sub datis Wienn den vierzechenten Monatstag May des Aintausent Sechshundert siben vnd dreißigisten Jahrs: Also dieselben Persohnen, so ich mit Wappen, Schildt vnd Helmb, wie obstehet, versiehe und begabe, sambt allen Ihren Ehelichen leibs Erben vnd derselben Erbens Erben für vnd für in Ewigkeit solch Wappen und Cleinod mit Schild vnd Helmb haben vnd sich dessen zu Ernst im Streitten, Stürmen, Schlachten, Khempfen, Gestechen, Gefechten, Veldtzügen, Panieren, Gezeltenaufschlagen, Insiglen, Pöttschaften, Cleinodien, gemalten begrebnusen vnd sonst an allen Ehrlichen Orthen und Enden nach Ihren Nottdurften, Willen und Wollgefallen gebrauchen, auch darzu alle vnd jede Gnad, Ehr, würde, Vortheil, Recht vnd Gerechtigkeit, auch gute Gewohnheit, als mit hochen vnd Nidern Ambtern vnd Lehen, Geistlichen und Weltlichen an vnd aufzunemmen, auch alle Gericht und Recht zu besitzen Vrtl zu schöpfen und Recht zu sprechen — deß alles thailhafftig, würdig, Emphenglich vnd darzu tauglich vnd guet sein sollen vnd mögen in geistlichen vnd weltlichen Ständten vnd sachen, als andern Ihro May. rc. und des heil. Römischen Reichs Lehen vnd Wappens Genoß leith solches haben, sich dessen freuen, ge-

brauchen und genissen von Recht oder Gewohnheit wegen, von Allermeniglich ungehindert, alles mehrers inhalts obgedachtes meines habenden Khayserlichen Privilegii — Demselben nach vnd dieweil, von aller höchstgedachter Römischen Khay. May. aus, Jene von des heil. Reichs vnderthanen vnd gethreuen Insonderheit, so Ihrer May. vnd dem heil. Reich oder demselben Zugehörigen Khönigreichen, Fürstenthumben vnd Erbländern erspriezlich vnd gethreue Dienstbarkheiten vor andern leisten vnd beweisen khinen, aller gebührlichen Ehr und guetten Beförderung woll würdig: vnd ich dann angesehen vnd wahrgenommen die Ehrbarkeit, guette sitten, tugend, vernunft vnd Khünsten, mit welchen der Edl vnd Khunstreiche Herr Thomas Schwanthaler, bürger und Bildhauer des churfürstlichen Markhts Riedt in bayern, sonderbahr nit allein mit seiner beriembten Khunst der Bilthauerey, als Holz, Bein, Stein vnd Stahel, sondern auch vor einen Maller, Inventor und Zeichner von Hoche und Vornemmen Leuthen mir bestermassen rekommandirt worden, auch ich dessen sonst von Ihme zimblich guetes Wissen habe, auch die getreue vnverdrossene willige Dienst vnd Schuldigkheiten, so er bisherr bey gedachtem löbl. Markht Riedt mit seinen bürgerlichen oneribus vnd fleißigen Arbeit threulich geleist vnd hiefüro solches gegen Ihre Mayestett, auch den ganzen hochlöbl. Hauß Oester Reich allergehorsambist vnd vnterthenigist, vnd dann mir, der gebier nach, zu thun sich guettwillig erbotten, auch Jeder Zeit will thun, khan vnd mag —

Dem allen nach vnd in Ansehung obangeregter seinethalber beschener Intercessionen, auch seiner obverstandtnen Bilt-

hauer- vnd Mallerkhunst, hab ich mit wollbedachtem Mueth, guetten zeitigen Rhat vnd Rechten Wissen vnd Vernunft, in Crafft meiner habenten Khayserlichen Gewalt und Freiheit in der allerbössten weiſ maſſ und Formb, wie es immer am Cräfftigiſten vnd beſtändigiſten beſtehe, Crafft und Macht haben ſoll vnd mag — villbeſagten Herrn Thoman Schwanthaller neben dem Maller Wappen (deſſen ein Jedwederer Maller auß Khayſerlicher ſonderbahrer ertheilter Gnad vnd verehrung ſich mit ſchildt vnd offenem Helmb zu gebrauchen hat vnd Er ſich ſolches zu bedienen gar wohl würdig) auch etwas von der Bilthauerey und ſeinem Namen in dieſes hernach beſchribene Wappen vnd Cleinoth verliehen und geben. Als mit Namen ain Schild nach der Leng, in drei theil getheilt, deren der vodere Obertheil der Hauptſchildt des Mallerwappens, von dem der offene helbm herkhembt, mit ſeinen erthailten farben; als der Grund mit Rott, oder Robinfarb, darauf drey weiße Schildl aufgeſtrichen, der Hinderobertheil aber blau oder Laſſurfarb, in welchem ein Poſſiertes khindl gezeichnet; der dritte andere thail auch blau oder Laſſürfarb wo ein weißer Schwan auf einem angezeigten Waſſer ſchwimmet, mit ausgeſpannten Fligeln, in dem ſchnabel einen Reichsthaller führent; vorwerths, ausgemahlen auf dem Schildt ein offener Stech oder Turnirhelmb ſammt zweyen helmbendöckhen, alſ zu rechten mit Rott vnd Weißer, Linkherſaits aber blau vnd weißer Farben ausgeſtrichen; auf dem Helmb ain gelb oder goldfarbe Cron; darauf erſcheinet abermallen mit aufgeſpannten Fliglen, in dem ſchnabl tragent einen Reichsthaller, vorwerths ain Schwan mit ſeiner vorher beſchribnen Natürlichen farb: Als dann ſolches

Wappen vnd Clainod, so in mitten dises gegenwerdtigen brieffs gemahlet vnd mit farben odentlich außgestrichen worden ist, zu gedachten Maller Wappen von der Bilthauerkhunst vnd Namen wie obgemelt, von Neuem verlin vnd geben, Denselben also zum Wappens und Lehensgenoß gemacht, geschöpfft vnd erhebt han. Vnd thun solches hiemit Wissentlich vnd wollbedächtlich in Crafft diß Brifs also, daß des nungedachten Herr Thomas Schwanthaler, auch seine Ehliche leibs Erben vnd derselben Erbes Erben, Mann und Weibs Persohnen für und für in Ewigkeit das obbeschribne Zeichen Wappen und Clainoth, auch schildt vnd helbm, absonderlich wegen der Mallerkhunst, haben, führen vnd dessen in allen vnd jeden Ehrlichen vnd rödlichen sachen vnd geschäfften zu Schimpf vnd zu Ernst, in Stürmen, Streitten, schlachten, gefechten, Veltzügen, Panieren, gezeltenaufschlagen, Insigln, Pettschaften vnd Clainothen, gemalten begrebnusen und sonst an allen gebührlichen Ehrlichen Enden und Orthen nach Ehren, Notturfften, Willen, vnd Wollgefallen gebrauchen, auch darzue alle vnd jede gnad, Freyheit, Ehr, Würde, Vortl, Recht und gerechtigkeit, und Alles wie obverstanden, der geistlich und weltlichen Würde theilhafftig, würdig und empfenglich sein sollen, wie andere Ihre Khays. May. vnd des heiligen Römischen Reichs &c. recht geborne Lehen vnd Wappensgenoßleuth solches alles haben und gebrauchen, von Allermeniglich vnverhindert: Alles mit gebott und verbott, in meinem Khaiserlichen Freihaits vnd Palatinatsbrief gesetzt vnd begriffen, doch dennen, so villeicht den vorbeschribenen Wappen und Cleinoth gleichführen, an Ihren Wappen vnd Rechten allerdings unvergriffen vnd unschuldig sein sollend, Ohne geverde, der zu mehern

Vrkhundt disen Brifs, den ich mit eigener Hand vnderschriben vnd meinem anhengenten Palatinats Insigl (deßen ich mich in dergleichen stets gebrauche,) besiglet. Geben zu Passau den achten Monatstag Juny, nach Christi unsers lieben Hrn. vnd Seligmachers Allerheiligisten Geburt, zellende Im aintausend Sechshundert vnd in dem neun vnd siebenzigisten Jahrs."

Ferdinand Wilhelm Metzger von Meggenburg
Sac. Caes. Maj. Comes Palatinus.

Von der Humpenau, von der Bärengenossenschaft, von der alten und neuen, oder eigentlichen Humpenburg, und wie es Meister Ludwig und seine Gesellen darin hielten.



Es hat Jeder ein Plätzlein in der Welt, an welchem er mit guten Freunden und Genoßen am Liebsten weilt und wo er auch gerne allein und einsam träumt, oder ein und das Andere ausdenkt, wenn er nicht draußen sinnen und träumen kann in Gottes freier Natur.

Die liebte Meister Schwanthaler von Herzen.

Es gibt wohl nichts in ihrer Schöne und ihrem ganzen, mannigfaltigen Reichthum, was er nicht gerne gesehen hätte, und was alle edleren Seelen mit Bewunderung und Anerkennung der Größe des Schöpfers betrachten, das wirkte auch auf sein treffliches Gemüth.

Manches war aber besonders eindrucksreich, und da konnte er die Natur auch mit anderem Auge betrachten.

Zu wissen.

Er sah gar gerne Berge, halb im Licht, halb in Wolkenschatten oder die Häupter derselben in ziehende Nebel gehüllt. Weiters schöne, blumige Gelände und Halden mit prächtigen Buchen, Linden oder tiefgrünen Tannen — in der Niederung aber silbergraues Felsgetrümmer und etwa einen recht klaren, flüsternd entlang ziehenden, oder lustig sprudelnden Bergquell dabei.

Dann war ihm wieder wohl in der Nähe uralter, riesiger Eichen, oder bei recht abenteuerlich gestaltetem Baumgerüster voll Schlingwerk und Gewurzel, überspannt mit saftig grünem oder rothbraunem Moos — und gab es dabei noch allerlei Farrenkraut, Huflattich, Waldgesträuch mit sonderlichen, bunten Blüthen und rothen, blau- oder schwarzglanzigen Beeren, und was an solchen Orten außerdem noch wächst oder wuchert — so war's ihm dann noch genehmer.

Wieder erfreute es ihn, wenn er schöne Büsche in, zufällig recht anmuthiger, Ordnung zunächst einem einsam liegenden Hügel erblickte, auf welchem — und, etwa weiterhin auf einem See — das goldene Licht der Sonne oder der milde Schein des Mondes ausgegoßen war.

Von vielem Anderen nur noch Eines zu bezeichnen — waldumgränzte Haiden oder Thalgründe, mit Erlgebüsch und einer spärlichen Zahl Weiden besetzt, dazu noch ein Weiher mit Rohr und Gestäude umzogen, das Alles gefiel ihm auch, je nachdem

er eben eine Stimmung mitbrachte oder derselben im Augenblick fähig war.

War nun seine Seele eben in der entsprechenden Richtung, so schlug er förmlich Lager, sinnirte und sinnirte, und worin tausend Andere nichts finden würden, darin fand er und dahinein legte er Vieles, so daß er auch dem Geringsten Bedeutung und stets tieferen Sinn, ja Persönlichkeit zu verleihen begann.

Er bewährte sich in solchen Fällen als ganz unabhängiger Poet und nebenbei als poetischer Pantheist.

Diese Befähigung oder Geeigenschaftung gewährte ihm vielen Genuß — durch ihren Geistes- und Gemüthsreiz; bereitete ihm gleichwohl noch in späteren Jahren eine Art von halb humoristisch-, halb wirklich schauerlichen Anwandlungen — besonders im Helldunkel oder zur Nachtszeit, wenn er in Gegenden kam, welche vorzugsweise die düstere Seite seiner abenteuerlichen Weitsichtigkeit oder seines poetisch tiefen Blickes in Vordergrund rückten.

Wahrhaftes, ungetrübtes Glück wurde ihm aber durch eine dritte Anschauung.

Diese machte sich geltend, wenn er bei einer oder der anderen Wanderung in eine bergigte oder flache, üppige oder auch mehr öde Landschaft kam, in welcher eine uralte Kirche oder Kapelle, ehrwürdiges Klostergemäuer, vor Allem etwa eine Ritterburg — noch wohl erhalten, noch besser schon zum Theil in Trümmern — vor Augen stand.

Da hielt er mit dem Wandern ein, legte sich an den nächsten Waldhag und schaute von da hin und hin.

Nicht lange währte es, so senkte es sich in Träumen aus dem Mittelalter auf ihn darnieder.

Frohes und Düsteres, Holdes und Gewaltiges, Frommes und Uebermüthiges, Weltlich' und Kirchliches in Leid und Freude, im Größten und Geringsten, das zog Alles allmählig, wie in wahrhaftester Verkörperung, an seiner Seele vorüber, so daß ihn selbst das offene Auge nicht Lügen strafte.

„Es giebt viele, viele Menschen, welchen diese meine Selbsttäuschung, dieses Sehen mit noch so vielen Auseinandersetzungen nicht glaublich würde, obwohl sie oft selbst schon vielleicht bei offenen Augen, das Eindrucksreichste nicht sahen. Was wieder ein und der Andere nicht begreift. Die Sache ist also die gleiche, nur im entgegengesetzten Fall; mit der weiteren Rücksicht, daß jene Fähigkeit, zu sehen und zu träumen, dem vom Himmel damit Ausgestatteten sein Empfinden in Schwingungen versetzt, deren Seligkeit ein anders Beschaffener nie kennen lernt.

Sonderbar genug finden sich aber Menschen, welche sich gewissermaßen Glück wünschen, von solchen Stimmungen gar keine Kenntniß zu haben."

Bei Meister Ludwig war Dieß, wie gesagt, anders — weiter draußen im Land oder näher um München.

Am Liebsten befand er sich zu Grünwald, oberhalb der Isar und den Bergen zu.

Dahin ging oder schlenderte er öfters, und zwar allein.

Manches Mal begleiteten ihn Vetter Xaver und Graf Franz Pocci. Wenn Letzteres, ließen ihn die Genossen an Ort und Stelle und zur rechten Zeit in der Einsamkeit.

Da lag er dann, leicht von jenem Wahn überkommen, halbe Tage am Waldessaume auf grünem Moos. Und wenn sich dann die ganze Pracht des Mittelalters und all dessen gewaltige Thatkraft, die Heiligkeit seiner Herzenstiefe und hinwieder die bunte Freudigkeit desselben in schwungreichster, geistigkrystallisirender Phantasie bis zur höchsten Täuschung dargeboten hatten — und er erwachte wieder halbwegs in das wirkliche Dasein, da nahten seine Freunde mehrmals zu früh, so daß sie ihn wie ein Kind weinen sahen.

Es waren „die Thränen der unergründlich tiefen Sehnsucht nach einem verklärten Ritterthum des Jenseits."

Solche Einsamkeit, solche Träume und die miteintretende Rührung hätte er gerne oft gesucht und gefunden.

Aber er konnte nur selten von der Werkstatt abkommen.

Deßhalb dachte er schon früh daran, bei sich daheim ein Plätzlein Welt zu schaffen, an dem es ihm recht wohl und träumerisch zu Muth werden könnte, wenn er allein — und welches außerdem geeignet wäre, einen Theil Dessen in möglichst bedeutsamer Weise ausführen zu lassen, was ihn schon bei seinen Jugendspielen geleitet hatte.

Er wollte Freunde und Genossen um sich sammeln, welche bei aller Verschiedenheit ihrer Lebensrichtungen, doch innerlich für Dasselbe schwärmten, was er so heiß liebte. Ihr Verein sollte die Natur eines rechten Ritterbündnisses haben, die Hauptzusammenkünfte sollten in der Werkstatt des Vaters Schwanthaler, im Gebäude nächst dem Thurm der griechischen Kirche



stattfinden, und in dieser Genossenschaft sollte Alles in Ernst und Humor heraufbeschworen werden, was dazu dienen könnte, das Mittelalter in sämmtlich seinem Wesen und mit allen seinen stärkeren, ganzen, freskoartigen, oder seinen weicheren Färbungen möglichst zu bezeichnen und, bei der Geneigtheit zur Selbsttäuschung von Seite der Mitglieder, zu reproduciren.

Die Verständigung war nicht schwer, denn seinem Vorschlag kamen die Wünsche der Anderen freudig entgegen.

Jeder hatte das förmlich Nothwendige einer solchen roman-

tisch tendenziösen Verbindung oft genug empfunden und sich Dieß und Jenes dabei geträumt.

Die Sache gestaltete sich deßhalb zwanglos und doch schon mit einer Bestimmtheit, ja mit einer Art schon durchgearbeiteten Planes oder Programmes, und die Werkstatt bekam in Betreff der Genossenschaft und des, voraussichtlich nicht wohl zu vermeidenden, Bankettirens, vulgo Zechens, den Namen Humpenau.

Also war Alles im besten Beginn und Werden, Schwanthaler hatte Gesinnungs-, jedenfalls Gemüthsgenossen in gewisser Richtung um sich, welche ihm zur Versinnlichung ritterlicher Zeiten dienen konnten, und zwar waren Dieselben äußerlich gerade so beschaffen und gemischt, daß sie ihn, Jeder für sich und dann wieder Gruppenweise, zu allem Ueberfluße auch noch an jene Natur draußen erinnerten, welche ihn in so verschiedener Weise ansprach.

Da war der Eine, wie eine frische, kräftige Tanne.

Der Andere, wie ein hochthronendes Bergschloß. Fein und, so zu sagen, vielgliedrig ein Dritter.

Dagegen erschien von drei weiteren Genoßen jedweder barokk genug.

Der Erste erzeigte sich widerborstig, wie ein Busch Walddedistel; der Zweite hatte Etwas von Waldgerüster und Ginster, der Dritte aber von einer, zeitweise von der Windsbraut beanspruchten Weißweide, so weltschmerzverkündlich war oft sein Antlitz und so genial zerrauft war der nie verkürzte Schmuck seines Hauptes.

Wieder Einen zu bezeichnen, war er ganz von beruhigend-

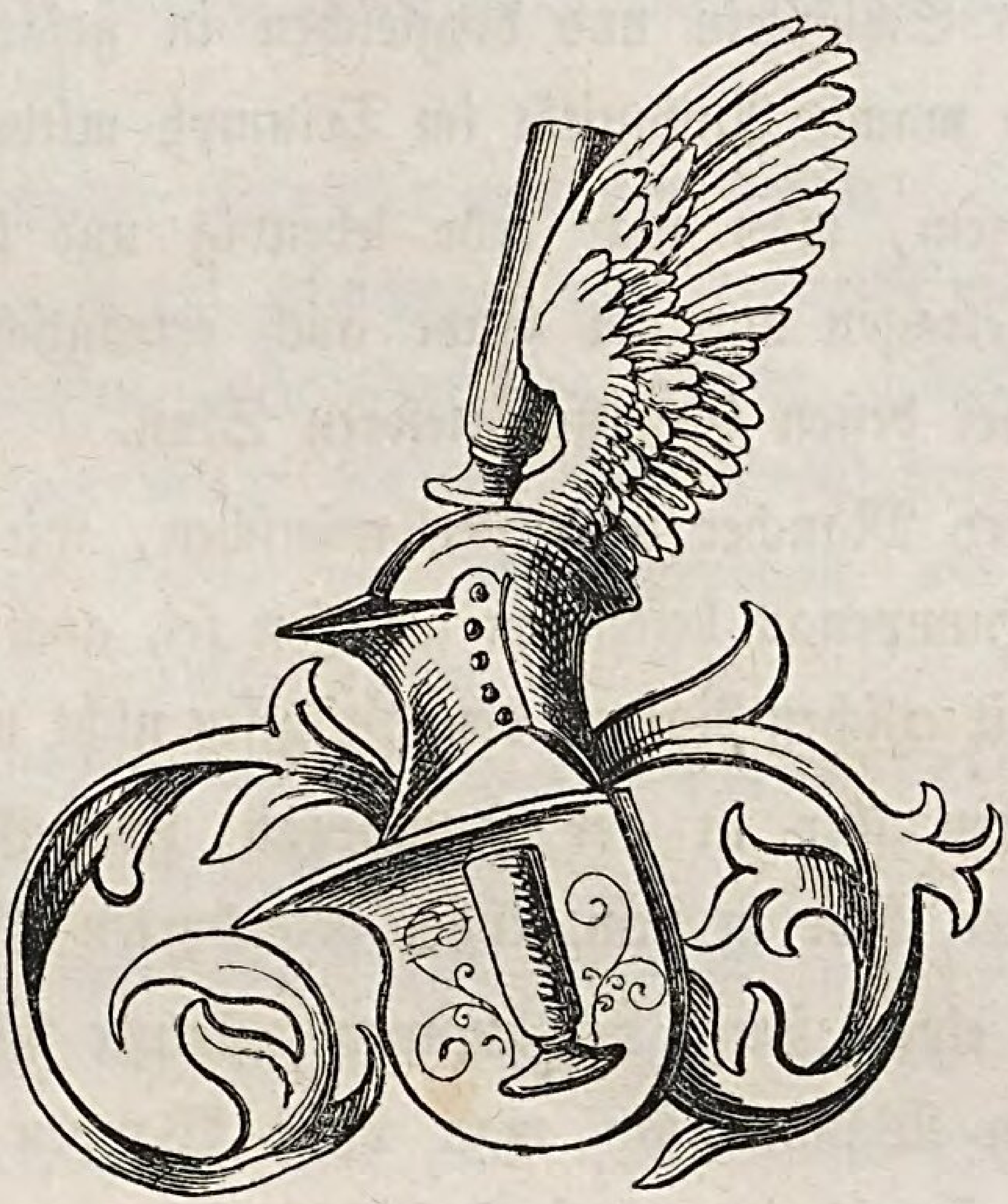
stem Eindruck — froh, fromm, stumm, mehr mit Stirnneigen bejahend oder mit Kopfschütteln sanftester Art verneinend, als mit der Zunge schlagfertig. Er war so recht, wie eine Gottgesegnete Kornähre.

Zur Seite dieser milden, oft holde Lieder sums' und säuselnden, Erscheinung präsentirte sich eine andere als wunderwürdig kraft- und bedeutungsvoll, — förmlich urzeitlich, wie ein Jägersmann antediluvianischer Zeit in Riesenwäldern, über deren schwarzen Scheiteln der Mond glühroth heraufrückt.

Daneben tauchte ein so und so Vielter auf. Der hatte im ganzen Wesen etwas Phänomenartiges. Etwa wie es an heißen Sommerabenden in einer weißfeurigen Kugel dahinzieht und dann platzt und zerkracht, so war er; rasch da mit leuchtendem Witz, und dann auf einmal weg — während von den nächsten Dreien Einer um den Anderen äußerst milden Eindruckes sicher war.

Denn der Erste derselben glich in vielen Betreffen einer einsam frommanmuthenden Wald- oder Wegkapelle; der Zweite sonnte alle Herzen an in der Fülle seines Gemüthes und vielfarbigster Poesie — er war ein verkörpertes Lied aus Minnezeit und Ritterthum — und der Dritte, später zu Großem, jedoch auf anderen, als weltlichen Bahnen berufen — wie ernst ward er urplötzlich nach heiteren Stunden und emporragte er, gleich einer Königskerze, goldprangend in Büschen stiller Gedanken — —

Also die Humpenau war constituirt, am 25. August 1819 war die erste Rottirung, das Wappen ward gewählt und das weltwonnig romantische Leben hob an.



„Armbrustschießen, Toaste, schöne Pokale, Verslein, Waldeslust, Musica, Geistererscheinungen und dergleichen füllten die Zeit.“

Aber ungeschminkter Wahrheit treu zu bleiben, die Zügel der Phantasie und des Jugendübermuthes wurden wohl Zeitweise leicht und leichter gehalten und es war von der Abspieglung eines verklärten Ritterthums des Jenseits in's Diesseits nicht immer die Rede.

Die Richtung und das Gehaben der Humpenauer im Ganzen oder in einzelnen Abtheilungen, mit Ausnahme Eines oder des Anderen, war mehr trinkbrüderlich, nicht ohne wesentliche Geneigtheit, der Neuzeit um jeden Preis vor die Stirne zu stoßen.

Namentlich wurden diverse Streifzüge in die Umgegend der Stadt vorgenommen, wobei man nicht allein becherte, sondern

auch manches Schlößlein und dergleichen in gefährlicher Weise inspicirte und manche Antiquität im Triumph mitheimnahm.

In Kurzem, man war sehr lebendig und kühn und das Ganze nur getragen und am Ende auch erträglich durch Ludwigs und der besten Genossen tieferen Sinn.

Nun wird Mancher zu wissen wünschen, wie es mit dem Innern der Humpenau beschaffen gewesen sei, auch wäre die Bekanntschaft mit etlichen Namen den Genossen nicht unwillkommen.

Es waren aber in der Humpenau zwei Räumlichkeiten, beide zu ebener Erde in dem früher bezeichneten Gebäude.

In der einen stand der humpenbepflanzte Genossenschaftstisch; an den Wänden sah man viele Wappen, verschiedene Zeichnungen, Holzschnitte, auch Holzschnitzereien, und altväterliche Stühle standen umher. In der anderen war viele ähnliche Zier, überdieß bot sich noch ein anderer Anblick dar.

Nämlich ein, vor welschem Kaminwerk stehender, schwarzer, mit einem weißen Todtenkreuz versehener Sarg.

Er war „das Symbol der Wehmuth über das entflohene Ritterthum", diente zu den ominösest phantastischen Maasnahmen, und die Befrevlung, oder auch nur Mißachtung desselben von Seite etwaiger Gäste, oder gar eines Genossen, führte grauenvoll düstere Strafen mit sich, welche gleichwohl von Humor durchblitzt waren.

Anlangend die Hauptritterschaft und das Präsidium, so war der erste Präses Einer, des Namens Heinrich Hartmann, ein Baukunst-Beflissener von Koblenz. „Er hatte gar schöne, lange

Haare und man nannte ihn nicht anders, als den Kaiser Henricus auceps."

Ein angehender Skulptor war der Zweite. Er hieß Hotz von Kostnitz, „in der Humpenau aber benamste man ihn Otto, den viel Erlauchten, hatte einen gar schönen, gelben Ritterrock."

Darauf kam Vetter Xaver an's Präsidium, „des ruhmreichen Namens Kuno von der Humpenau, ein rother Räubersmann; auch Kunivogl genannt."

Erst der Vierte war Ludwig Schwanthaler selbst, genannt „der Storchenauer."

Auf ihn folgte ein Ritter, Namens Petrus Werner, ein Goldschmied vom Rhein herauf; und so fort.

Die Ritter hatten aber auch ihre Knechte und Reisige, unter welchen sich besonders der Eine durch seine Sanchopansa-Natur und Schwerfälligkeit, gleichwohl ewig unverdroßene Dienstbeflißenheit in Herbeischaffung des Trinkbedarfes, auszeichnete; Derselbe hieß Johannes Mülgraber, ein Zillerthaler — und ein Anderer, ein Gesell', jedes Wort körnigster Humor, gleichfalls unsäglich diensteifrig und besonders nutzbar, „Holz herbeizutragen, auf daß es die Ritterschaft nicht frieren möchte," hieß Kropf von Windbruch, seines Zeichens ein wohlbestallter Waidmann. Diese, wie auch der Kunstjünger Lang von Wurzach, waren Knechte und Reisige, rückten zwar nach bedeutenden Thaten in die Ritterwürde ein, versäumten aber nicht, Das fort und fort zu bewähren, was sich an ihnen, zur Zeit ihres niederen Ranges, so dankenswerth erwiesen hatte.

Ueber die einzelnen Ereigniße in und außerhalb der Hum-

penau hat Ludwig Schwanthaler keine vollständige Chronik verfaßt, obwohl sich in einem so betitelten Buche, welches hauptsächlich Zeichnungen enthält und in Graf Pocci's Besitz ist, manchmal schriftliche, kurze Notizen von Ludwigs Hand finden.

Beispielsweise gedenkt er einer Grünwalder-Fahrt, bei welcher die Humpen feierlich mitgetragen wurden, sich aber auch herausstellt, daß man schon zu früheren Entschlüßen kam. Denn sämmtliche Ritterschaft setzte sich zu Harlaching auf die zwei ersten Eckbäume des Gartens und begann, in Laub und Lüften zu bankettiren, wozu die Vögelein von nah' und weit her zwitscherten.

Auch finden sich Notizen, anbelangend fast blutige Kämpfe mit bloßen Ritterschwertern, welche Kämpfe aus den sonderlichsten Anläßen entstanden.

Namentlich entspann sich einer der bedeutendsten einfach aus der Meinung zweier Ritter, daß sich der Genoße Hotz von Kostnitz um seinen gelben Ritterrock einen neuen, schwarzen Saum nähen lassen sollte.

Vorzugsweise fanden einzelne, kühne Unternehmungen raubritterlicher Art ihre schriftliche Verewigung. Andere wurden nicht verzeichnet, blieben aber unvergessen.

Eine derselben, welche gleichwohl mißlang, sei kundbar gemacht.

Unweit der Werkstatt befand sich die, nicht mehr gebrauchte, Sakristei der Salvatorskirche, und zwei dort befindliche Glaswappen in den Fenstern hatten für Schwanthaler schon seit längerer Zeit eine solche Anziehungskraft, daß er zuletzt deren Besitznahme für unausweichlich hielt.

Es war eine finster abenteuerliche, wetterschwangere und schwüle Nacht.

In dieser kam er in Helm, Panzer und Reitermantel, und eine Leiter der Länge nach unter dem Arm, ganz langsam, voll mittelalterlichen Bewußtseins und, so zu sagen, ganz feierlich angerückt.

Ungestört traf er die nöthigen Vorkehrungen zum Hinaufsteigen und in kurzer Zeit war er schon am weiteren, kühnen Werk. Stilles Jauchzen erfüllte seine Brust.

Da traf das Unerwartete ein.

Denn als die Auslösung des ersten Glaswappens schon ziemlich zu Ende war, kam mittlerweile eine antiraubritterliche Persönlichkeit angerückt, nehmlich ein spätwandelnder Polizeidiener, welcher die, in Lüften befindliche, schwarze Gestalt mit Donnerworten zur Ergebung und beziehungsweise zu vorherigem Herabsteigen aufforderte.

Als diesem Befehle von Oben keine Folge geleistet wurde, ward von Unten die Leiter weggenommen, bei Seite gelehnt und Verstärkung gesucht.

Auf dieß Verfahren blieb dem besagten Ritter nichts übrig, als sich mit guter Kletterkunst auf das benachbarte Dächlein und von da weiter herab, wenn auch mit Gefahr, sprungweise auf festes Erdreich zu begeben, denn es war klar, daß er beim zweiten Betretungsfall für Lust an der Willkühr des Mittelalters in die unritterlichen Verließe der Polizei des ungeliebten, neunzehnten Jahrhunderts geschleudert werden dürfte.

So kam er aber mit Heil davon — nur daß er sein Raubobjekt zurücklassen mußte.

Es währte nicht lange Zeit, so stürmte die polizeiliche Verstärkung, drei Mann hoch, sämmtlich mit damals üblichen, dreieckigten Hüten, Bandeliers und gezogenen Säbeln, durch den nahen Thorbogen.

Die Leiter ward wieder angelegt und der Befehl, herabzusteigen, mit vereinter Kraft an Den wiederholt, welcher nicht mehr in Lüften befindlich war.

Der vermeintliche Trotz des, nicht vorhandenen, Uebelthäters brachte die Sicherheitswächter in stets größere Aufgeregtheit. Der und Jener sammelte sich dazu, und es ward heftig berathschlagt.

Zuletzt kamen auch Ludwig und etliche Genoßen herbei, welche insgesammt noch weiters in die Flamme des Unmuths bliesen und den Rath ertheilten, nicht zu warten, bis die fragliche Gestalt herabsteige, sondern hinaufzusteigen und sie in Lüften zur polizeilichen Haft zu bringen.

Dieses Experiment wollte nicht einleuchten, bis Schwanthaler zuletzt die Polizei an Muth übertraf und sich erbot, die That auszuführen, wozu er sich für etwaige Nothfälle einen Säbel ausbat. Mit dieser Waffe stieg er hinauf und berichtete herab, es sei Niemand vorhanden.

Das schien unglaublich.

Aber die Polizei überzeugte sich nun durch eigene Fenster-Inspektion — kurz es ward allseitig behauptet, der erste Entdecker einer schwarzen Gestalt habe sich getäuscht.

Nun fehlte es nicht an Spott, ja Vorwürfen, die Nachbar-

schaft beunruhigt zu haben; selbst die zwei herbeigeholten Policisten waren erbost, und als sich Dieselben mit ihrem Collegen, der sein Fehlsehen gar nicht begreifen wollte, entfernten, hörte man sie noch aus ziemlicher Weite grollen.

Dieser und anderer Thaten stilles Bewußtsein ließ noch in späteren Jahren ein schalkhaftes, gewissermaßen stolzes Lächeln um Meister Ludwig's Lippen spielen, ohne daß deßhalb anzunehmen ist, er hätte, statt im neunzehnten, im vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert geboren sein sollen, da er dann etwa ein gefährlicher und weltberühmter Raubritter geworden wäre, wie der Eppelein von Gailingen im Fränkischen, der Tista von Werschowetz und der Hinko im Böhmischen, oder solch Einer, wie im Oesterreichischen der Tanhauser von Oberlaa, der Nabuchodonosor Nankelreiter und Andere.

Zudem finden sich noch etliche Reime, welche an die Wand der inneren Humpenau geschrieben waren und bei verschiedenstem Uebermuth der Genossen und Schwanthaler's selbst die gute Grundlage des Ganzen andeuteten.

Sie lauten:

Gott den Herren stets zu loben,
Sind erschaffen die Himmel oben,
All die Welt, die Menschen drin
Sollen in frommen Christensinn
Sinken in Verehrung hin.
Hast gegeben Gott die Ehr',
Magst auch singen andre Mähr'.

Dagegen lautet ein anderer Spruch Franz Pocci's, welcher sich übrigens dazumal nur gelegentlich als Gast einfand:

Zieh' ich aus zur Minne
Und du in den Krieg —
Geb' Gott, daß gewinne
Ein Jeder seinen Sieg.

Beide Sprüche wanderten auch mit, als die Werkstatt, und mit ihr die Humpenau, unter großen Feierlichkeiten aus der Nähe der Salvators- oder griechischen Kirche in das Eckhaus, unweit der protestantischen, verlegt wurde. Einen Theil der Räumlichkeit nimmt heut zu Tage eine Officin ein.

An diesem neuen Sammelplatz hielt die Genossenschaft noch etliche Zeit.

Wie es sich aber in der Welt oft fügt — der Begriff lockerte sich nicht, aber die Träger desselben wurden allgemach zerstreut, den Einen führte sein Beruf dahin, den Andern dorthin, und Die, welche zu München blieben, kamen auch nur seltener, zuletzt gar nicht mehr zusammen.

Es währte aber nur einige Zeit, so regte sich das alte Verlangen, und es sammelten sich die Ueberreste der Humpenau mit neuen befreundeten Gesellen um Ludwig Schwanthaler.

Dieß Ritterbündniß ward in der Behausung Graf Franz Pocci's gegründet, mit welch Letzterem Ludwig um das Jahr 1824 in nähere Freundschaft getreten war, und betitelte sich „vom Einhorn."

Weil aber mit diesem Einhorn in kürzester Zeit viel Unheil eintraf, ward es feierlichst verbannt. Statt dessen ward ein

Bär in das Wappen gesetzt und das Bündniß wiederholt geschlossen, wobei die, gruppenweise oder einzeln beitretenden, Mitglieder sich mit Blut unterschrieben, zu welchem Zweck man sich eine Verwundung am Arm beibrachte.

Als die Genoßenschaft Derer vom Bären, welche auf ähnlichen, romantischen Grundlagen fußte, wie jene der Humpenauer, sich versammelte, behielten die Reste der Letzteren ihren früheren Namen.

Vor Allem hieß demnach Luwig Schwanthaler jetzt und in alle Folgezeit der Storchenauer.

Von den Neuen aber ward Franz Pocci mit dem Namen Diepolt belegt. Ein Anderer, der Sundahl hieß der Rodenthaler, Friedrich Beck, der Poet, ward der Brezenheimer benamst, den Kunstjünger Helldobler nannte man den Kreuzlinger und so fort, und wie es in der früheren Genoßenschaft an untergeordneten und dienstwilligen Theilnehmern nicht fehlte, so fehlte es auch jetzt nicht an ein paar solchen. Mit dem Unterschied, daß der Eine oder Andere derselben noch Weiteres über sich zu nehmen hatte, nehmlich — die Zielscheibe des Humors, wo nicht Muthwillens zu sein.

Diese Servitut lastete hauptsächlich auf einem, doch wohlverstanden, sehr ehrenhaften Mitglied, Namens Nothhaft vulgo Haftl, Freiherr, „einem kleinen, gedrungenen Burschen, der gar gewaltig pokuliren kunnt. Und wüthig abergläubisch war er.“

Also „tagten“ die Bärenritter in Herrn Pocci-Diepolts Behausung um ein Fäßlein Braunes, welches in Mitte des Zimmers lag.

Da wurden Fehden beschloßen, Klagen vor das Vehmgericht gebracht, Kaiser und Bischöfen getrotzt, Turniere ausgeschrieben, oder was sonst der wache Wunsch eingab. In friedlichen Stunden aber ward, wie vordem, gerne zur Armbrust gegriffen und auf alterthümliche Scheiben geschoßen, wobei es an „Dänken" nicht gebrach — meist Zeichnungen oder Skizzen von Ludwig's oder Pocci's Hand „bald voll schauerlicher Invention, bald voll rüstig ritterlichen Wesens oder wieder voll froher Laune."

Waren die Genoßen im Vereine, fand sich auch gelegentlich Pocci-Diepolts Vater, der alte Herr, ein. War er auch nur hospes und ursus honorarius, so hatte er doch, wie die „wirklichen Bären" seinen Ritternamen, nehmlich Evaristus. Hingegen erwies er sich in seiner eigentlichen Bedeutung, als oberster Burgherr, jeder Zeit äußerst großmüthig, wie er denn einmal von Würzburg aus ein Faß Wein schickte, drüber ein Gelage anhob, welches seine Absicht auf guten Muth der Ritter freilich noch weit übertreffen mochte.

Denn Wein war sehr willkommen, obwohl schäumiges Braunes die normale, castallische Quelle bildete, wenn nicht der Uebermuth ein paar Mal bis ins graueste, germanische Alterthum zurückgriff und ein großes Gefäß voll Meth herbei bannte, welches unter Bardengesängen geleert wurde.

Dieser Urzustand hatte nie langen Bestand, sondern man kehrte wieder zum Mittelalter zurück, welches man genauer kannte, und wozu Alles stimmte. Zumal war die Gewandung der Genossen aus der besten Ritterzeit, und ob auch für gewöhnlich nicht präch-

tig, vielmehr, wie der zusammengewürfelten Garderobe eines Stegreifers entnommen, doch desto wahrhafter und echter.

Wie zur Zeit der Humpenau ward auch jetzt noch oft Freude und Uebermuth von der burggräflich Evaristischen Behausung wo andershin verlegt und vertragen, auch das Schnapphahn- oder Stegreifritter-Prinzip fern und nahe aufrecht erhalten, wobei die eingetretene Männlichkeit dem fast kindischen Muthwillen nicht im Entferntesten Fesseln anlegte.

Kurz der weltwonnige Uebermuth und die, mehr oder minder naive, Schadenfreude kam, statt im Verfall, stets mehr in Blüthe; anderer Seits ließen die Kämpfe mit bloßen Schwertern noch immer nicht ab und die Humpen wurden, nach wie vor, in geziemenden Ehren gehalten.

Aber es bot sich auch Anderes.

Es wurde gar oft Kohle oder Stift zur Hand genommen und tapfer gezeichnet.

Stets galt es einer Aufgabe aus der deutschen Historie oder einem Stück aus dem Ritterleben, und da war es, daß Ludwig gar viel Geistreiches, Phantasie- und Gemüthsvolles oder Humorreiches förmlich hingoß.

Ein solches größeres Opus zu nennen — der bekannte ritterliche Festzug mit hundert Trompetern, viele Ellen lang — von drei Abenden der Bärenschaft schreibt er sich her.

Ludwig, und theilweise Graf Pocci-Diepolt, zeichneten daran emsig, fast schweißbedeckter Stirne.

Aber bei dieser, wie anderen, ähnlichen Gelegenheiten fehlte es nicht an ungestümster Aneiferung zu noch größerem Fleiß und

zu möglichster Treue. Also wenn es die Ritterschaft bedünkte, Das und Jenes sei nöthig oder zu wenig richtig, war ein Gemurmel des Mißvergnügens das Geringste, was erfolgte. Es konnte sich bis zu Unmuthsorkanen steigern, welche mit grausen Verwünschungen und Anrufungen der diversesten Zauberer, Hexen und Kobolde vermischt waren; auch wurden arge Schläge heldenmäßiger, eisenbekleideter Fäuste auf den Tisch hörbar, wenn es sich nicht gar um kühnes Eingreifen in das schwarzwalligte Haargelock des Storchenauers, sowie in das blonde des Diepolt handelte, oder um lauthallende Streiche mit Schwertknäufen auf die Harnische der zwei Ritter und — Kunstherren.

Zu einem solchen war Pocci-Diepolt vom Freund Schwanthaler bei mehrfacher Gelegenheit und unter höchst sinniger und prophetischen Angabe seiner Schöpfungsregion selbst erklärt worden. In gewissen Fällen, wo es sich um Naivetät der Auffassung und dergleichen handelte, bewies er sogar eine kleine Eifersucht.

Dieselbe hinderte ihn aber nicht, sich, wenn Diepolt mit dem Stift etwas Gutes, Mittelalterliches gezeichnet hatte, in einer Art Jubel zu erheben, zur Rohrfeder zu greifen und den Spuren der befreundeten Phantasie mit der Tinte festeren Bestand für kommende Zeiten zu geben.

Während nun der Sinn sämmtlicher Genossenschaft auf das vielbelobte Mittelalter gerichtet war, und die Zeit dazu verwendet wurde, den Eindruck desselben stets tiefer zu begründen, vergaß man doch nicht, daß es einen gewaltigen, ewig wachen Gegner habe.

Diesem, dem Griechenthum in der Kunst, ward deßhalb bei jeder Gelegenheit übel mitgespielt — voraus begreiflich von Schwanthaler-Storchenauer selbst.

Wie gesagt, nicht daß er es verkannte.

Er kannte es gar wohl und konnte bei seiner classischen Bildung, bei der Weltweite seiner Empfindung und Auffassung Treffliches leisten. Er hatte es schon bewährt und bewährte es später stets mehr und glänzender. Ja man kann sagen, wenige Künstler der neueren Zeit sind so tief, als er, in das Geheimniß der idealen Schönheit und aller anderen Merkmale, welche wir an den Ueberbleibseln der griechischen Kunst bewundern, eingedrungen. Wenige haben jenes Geheimniß mit so glücklichem Blick zu erfassen und die gewonnenen Anschauungen wieder so vollkommen zu verkörpern gewußt, und nicht nur die überwiegende Anzahl seiner Schöpfungen, sondern auch die berühmtesten gehören der antiken Richtung an.

Aber die Ahnung, daß seine Hauptaufgabe im minder Geliebten bestehen werde, erfüllte ihn schon damals. Ein unvermeidliches Bangen kam über ihn, so oft nur das Wort Griechisch fiel, und ward ihm dabei eine neckische Absicht fühlbar, konnte er in wirklichen Unmuth ausbrechen.

Da stimmten dann die Anderen mählig ein.

Es ward wohl das unläugbar Erhabene, Feine und Geistige, das ästhetisch Fertige am Griechischen erkannt — aber dennoch dem rauheren Deutschen in jeder Weise der Sieg zugesprochen. Nebstbei ward über die Heldenmythe, die griechische und römische Historie ein Bannfluch um den andern verhängt, dagegen großer

Segen über die lyrisch und dramatisch wirksamen Erscheinungen des Mittelalters ausgegossen. Diese wiederkehrende Uebung in jenen Bannflüchen härtete den vermeintlichen Groll gegen das Griechische stets mehr, bis sich zuletzt ein brennendes Verlangen geltend machte, den fraglichen Haß in großartigster und offenster Weise zu bewähren.

Man trug sich einige Zeit mit Plänen, blieb zuletzt bei einem derselben, und es fragte sich nur, wo er auszuführen sei.

Da kam ein Umstand gelegen.

Der alte Pocci-Evaristus miethete einen Garten an der Nymphenburgerstraße.

Dahin verfügte sich die Bärengenossenschaft in schönster Lenzzeit, hielt festlichen Einzug und bankettirte und turnierte. Auf wenige Tage später ward aber ein weiteres, großes Fest bestellt, bei welchem jenem tief gefühlten Verlangen genügt werden sollte.

Zu diesem Zweck fertigte man in der Zwischenzeit eine Riesenfigur an, die Gräcia vorstellend

Als zur treffenden Zeit die sämmtliche Bärenritterschaft in schweren Rüstungen versammelt war, und Toaste und höchst wirksame Deutschheit athmende Reden in altheimischer Sprachweise den Grund des Festes ausgedrückt hatten, wurde die papierene Riesenfigur vor Gericht gefordert, ihr, bei Zuerkennung vieler Tugenden, so viel mehr Verbrechen vorgehalten und ihre Verurtheilungswürdigkeit ausgesprochen.

Darauf wurde sie in feierlicher Prozession umhergetragen, worauf man zum Trotz der Gräcia, des Achills und anderer Helden ein wuthentbranntes Fußturnier anhob.

Die ruhmreichsten Schwertschläge wurden unter großem Schlachtgeschrei geführt.

Nachdem sich aber deutsche Mannheit und Fechtgewandtheit preiswerth genug an's Licht gestellt hatten, schaarte man sich auf, schritt bedrohlichen Blickes vor das erkorene Opfer des allseitigen Mißvergnügens, und Schwanthaler der Storchenauer verkündete, die Fackel in der Hand, die Gräcia sei zum Feuertod bestimmt.

Dieß Urtheil wurde auch sogleich in Vollzug gesetzt.

Die Flamme schlug empor, die Glosche und Asche der Gräcia wurde mit lautem Siegesjubel begrüßt, und ein Chorgesang der Rache und Schadenfreude beschloß das Auto da Fé — —

Von minder verhängnißvollen Chören zu sprechen.

Gesungen wurde in besagtem Garten, so wie in der burgherrlichen Behausung viel.

Da wiegt' und wogte es oft in Liedern aus der Zeit der Minnesänger, oder es waren ritterliche Kraftgesänge, Lanzknechtsweisen — kühne, süße aus dem Liebesleben, oder was sonst die vielseitige Welt fahrender Krieger und Soldirer darbietet.

Auch Waidmannslieder waren zu vernehmen.

Oft war die Melodie alt und echt; oder neu, aber wie echt heraufklingend aus längst vergangenen Jahrhunderten.

In solchen Fällen dankte man die Melodie, häufig auch die Dichtung, Pocci-Diepolt — letzte manchmal auch dem Meister Schwanthaler, Friedrich Beck oder einem anderen Genossen, und Text und Musik wurden oft in allerkürzester Zeit geschaffen.

So verhielt es sich mit einem Waidmannslied, welches Friedrich Beck zum Besten gab.

Mit dem Vorhandensein der ersten Strophe ward es von Diepolt in Musik gesetzt, noch am selben Abend gesungen und dann für immer in hohen Ehren gehalten.

Es lautet:

Gesellen, zieht hernieder
Von Bergen in das Thal,
Es senken ihr Gefieder
Die Falken allzumal.

Auf, sammelt eure Rüden
Und wischt die Geere blank,
Wir dürfen ja ermüden,
Da selbst die Sonne sank!

Wir lauschten durch die Zweige,
Es trank ein Hirsch am Quell,
Doch bei des Tages Neige,
Da floß sein Blut so hell.

Welch lauter Ruf ertönte
Den grünen Forst entlang,
Wie schmetternd rings erdröhnte
Der Hörner froher Klang!

Bei frühem Morgengrauen
Da sind wir wieder auf
Und lenken durch die Auen
Den freien Waidmannslauf.

D'rum laßt die Hörner schallen
Zum letzten Abendgruß —
Und unser Lied erschallen
Weit über Thal und Fluß!

Ein anderes, recht alt klingendes, Lied, welches man oft sang, verdankte Text und Melodie gleichfalls dem Diepolt.

Es ist betitelt: Herr Kunz vom Böhmerwald.

Was hallt im Böhmerwald,
Was schallt im Grunde nieder?
Es sind die Waidmannsbrüder,
Sie legen die Hirschlein nieder,
Das Horn, das lockende, schallt!

Was hallt im Böhmerwald,
Was schallt vom Felsen nieder?
Herr Kunz, der ruft Bergnieder —
Da kommen die Waidwerksbrüder
Zu seinem Aufenthalt:

„Wohlauf, Gesellen, wohlauf,
Wir harren, bis es taget
Und bis die Wachtel schlaget,
Gejagt wird dann, gejaget
Den Föhrenwald hinauf!

„Wohlauf, Ihr Brüder, wohlauf,
Dann laßt Euch munter finden,
Mit flüchtigen Rossen und Winden
Und legt den Pfeil, den geschwinden,
Der Armbrust auf
Der Armbrust auf
Hallo! hallo! —

Der Romantik gerecht zu werden, griff man noch zu anderen musikalischen Mitteln.

In der Evarist'schen Behausung war vorgesehen, und oft mitten unterm Gelage sprang der Storchenauer vom altdeutschen Stuhl auf und bannte den Ritter Diepolt ans Klavier.

Da war der klangsangreiche Diepolt in seinem Element, beanspruchte seine reiche Phantasie in vollstem Maaße und brachte nach Angabe seines Freundes, oder wie er eben selbst wählte und wollte, in Melodien und Tonmassen ganze Rittergeschichten vor.

Schlachtennoth, Siegesfreuden, Liebesglück, Festzüge — dazwischen wiegte und träumte es, wie in fern klingenden Chorgesängen und, was sonst diente, ein weitgreifendes, vielgliedriges Ganzes aus der alten Zeit tonmalerisch zu gestalten.

Dieser Reichthum sprach den Meister Schwanthaler wohl an.

Aber die einfachste und schlichteste Melodie liebte er am Meisten, so daß er sie nicht mehr vergaß und gar manche später zur allseitigen Ueberraschung ganz treu anzustimmen wußte.

Wofür er eine besondere Leidenschaft hatte, waren, sich wiederholende und durch die Quart-Sext sich lösende Schlußfälle.

Er selbst hatte in einer Art productiven, musikalischen Sinnes eine treffliche Beimischung zu seiner poetischen Natur und in wunderbar lieblich melodiöser Naivetät konnte er sich in frohen und düstern Weisen verausgaben. Dazu half ihm die Guitarre, welche er mit Geschick handhabte — und wenn er erst die Lippen spitzte, trat Stille und allgemeines Lauschen ein. Denn der Storchenauer pfiff da Eines um das Andere, und ob auch noch so einfach, es war doch ein Jedes hold und deutsam für Phantasie und Herz. Meistens aber waren es Weisen in rührenden Terzen oder Sextengängen. In sich viel zusammengesetzte Musik widerte ihn an. Im Ganzen war er der Meinung, daß alle Musik nur das Gewand irgend eines deutlich gestalteten Bildes sein sollte.

Musik ohne Bildersinn ist Unsinn, pflegte er zu sagen.

Zu den Liedern, welche ihre Entstehung nicht augenblicklichen, romantischen Anwandlungen verdankten, sondern den Grundbedingungen der Genossenschaft, gehörte eine Reihe anderer.

Sie hatten sammt und sonders eine Hauptabsicht — nehmlich die Verklärung des sogenannten ritterlichen Heftnagels, selbstverständlich Christi.

Wenn bildlich erfaßt, war derselbe von den Heiligen der Himmel und den Rittern der Erde umgeben.

Diese Ritter, wirkliche oder von den Bären dazu erhobene, hießen Speci, verdankten ihren Preis in schlichtem Reimwerk

je einzelnen Mitgliedern, ihre Sangweise aber durchweg der Phantasie Pocci-Diepolts.

Den Rittern und Helden wurden auch weibliche, erhabene Gestalten angereiht, bei welchen übrigens die Eigenschaft der christlichen Größe eben so wenig in allererster Linie steht, als häufig bei den Männern. Das Heldenmäßige, hoch Poetische war eben an sich geheiligt.

Dieß drückt sich beispielsweise in den Reimen Pocci-Diepolts auf die Nibelungen Speci aus.

Willt du die alten Helden kennen,
So lies der Nibelungen Not,
Es wird sie dir der Sänger nennen,
Der selber längst erlag dem Tod.
Den Siegfried, Günther, Giselherrn,
Thronecker und Dietrich von Bern,
Und Etzel, auch Dankwarten mit,
Die nahen da mit wildem Schritt,
Chrimhild, Brunhild und andere Frauen
Siehst auch gleich hohen Blumen der Auen —
O herrlich Lied der Nibelungen,
Dem Sänger Heil, der dich gesungen!

Vom Preis anderer, kirchlicher oder mythischer Heiligen geben spätere Zeilen Bericht.

Wie sie auch heißen mögen, auf sie und nicht höher ward geschworen, der treffende Cantus gesungen und ihnen zu Ehren viele hundertmal mit den Humpen tyostirt oder angeklungen.

Galt es aber die, Jedem angehörigen, Reime als Toast zu sprechen, so diente dazu ausschließlich ein, vom Storchenauer zu diesem Zweck geformter, noch vorhandener Humpen mit durchsichtigem Glasboden, auf welchem sich der Mond in vollem Scheine zeigt.

Jenachdem da die Begeisterung groß und der Werth des, von der Bärenschaft canonisirten, Ritters hoch war, gab das Wort: „Trink den Mond herauf" Dem, welcher trinken sollte, eben nicht die leichteste Aufgabe zu lösen.

Mancher löste sie auch nie.

Allererst der Diepolt.

Dann Hofstadt, der sanfte, geniale, der so schön altdeutsch zeichnete und Dem ein, ihm so leidiger, Beruf — „die Juristerei", wie er stets wehmüthig bitter sagte — das poetische Herz brach und seine Gesundheit untergrub, so daß er früh von hinnen mußte.

Und dann ein Dritter — Heinrich Hofstetter.

Das war die Genossenschaft Derer vom Bären.

Zu gleicher Zeit ihres Bestehens, nur an anderen Abenden, fand sich eine zweite vor, deren Mittelpunkt gleichfalls Ludwig Schwanthaler war. Sie hatte ihren Sitz wieder in der bewußten Werkstatt unweit der protestantischen Kirche und nannte sich, in Anlehnung an den früheren Namen, die Genossenschaft der Humpenburg.

Auch in dieser Humpenburg gab es Aufzüge, Mummereien, dramatische und musikalische Spiele, ernster und schauerlich drolliger Art. Sehr oft ward nur der Inhalt festgesetzt und im Uebrigen

improvisirt. An einem Theaterzettel fehlte es nie. Einer derselben — schon zu jener Zeit träumte der Storchenauer von seiner künftigen Burg — lautet:

Die letzten Ritter.

Zauber-Oper mit Gesang.

Ritter Ludwig von Schwaneck, quiescirter bayerischer Raubritter .	Hr. Schwanthaler jun.
Dessen Neffe: Junker Kunivogl von Schwaneck (noch in Activität) .	Hr. Schwanthaler sen.
Hahn von Amberg, lutherischer Predicant auf Burg Schwaneck . .	Hr. Hamberger.
Hans von Uffetz, fränkischer Raubritter (als Gast in Burg Schwaneck)	Hr. Auffeß.
Ritter Wambo von Bärenhart, verabschiedeter kaiserlicher Rath (malcontent u. mit Denen von Schwaneck in heimlicher Verbindniß) .	Hr. Bernhard.
Meister Sepp von der Au, Minne-Sänger	Hr. Schlothauer.
Graf Bobo von Amerland, Hauptmann der herzoglichen Landsknechte (führt den Haftsbefehl gegen die Raubritter in Schwaneck mit sich)	Hr. Pocci.
Edler von Hof, Criminalrichter der Stadt München . . .	Hr. Hofstadt.

Becker von Beck, herzoglicher Geheimschreiber und Hofpoet (schmachtet im Burgverließ zu Schwaneck in Ketten) . . . . . Hr. Beck.

Elise, die Nixe vom Isarfelsen, Schutzgeist der Burg Schwaneck . * * *

Ein Zauberer . . . . . * * *

Philippus, Leibknappe des Ritters Ludwig von Schwaneck . . * * *

Wegelagerer, Knechte und Dirnen von Burg Schwaneck.

Andere Ritter und herzogliche Landsknechte.

Gerichtsbüttel. Der Scharfrichter. Landvolk.

Nixen, Geister und andere Erscheinungen.

Insonderheitlicher, kurzer Inhalt.

Im ersten Actus wird der herzogliche Geheimschreiber Becker von Beck von denen Wegelagerern im Hesseloher Walde aufgehoben und unter empörenden Mißhandlungen in das Burgverließ zu Schwaneck gestürzt.

Im zweiten Actus: Großes Trinkgelag im Rittersaal zu Burg Schwaneck.

Im dritten Actus läßt sich Ritter Wambo v. Bärenhart mit den Raubrittern zu Schwaneck in eine heimliche Verschwörung ein.

Im vierten Actus: Erscheinung des Schutzgeistes, welcher sich aus den Fluthen der Isar in bengalischem Feuer erhebt und den Ritter Ludwig v. Schwaneck warnt, während der wilde Kunivogl sich dem Zauberer verschreibt.

Im fünften Actus wird die Burg Schwaneck von den herzoglichen Landsknechten grausam belagert, und der Ritter Ludwig von Schwaneck von dem Schutzgeiste auf eine unbegreifliche Weise gerettet.

Im sechsten Actus: Eroberung der Burg Schwaneck und Enthauptung des bösen Kunivogls.

Im siebenten Actus wird die Burg Schwaneck als gefährliches Raubnest nebst dem vermaledeiten Zauberer in die Luft gesprengt, und es erscheint nun eine Verklärung im Brillantfeuer, in welcher man den Ritter Ludwig v. Schwaneck im härenen Gewande als frommen Einsiedler erblickt.

Anfang um ½6 Uhr, Ende nach 10¾ Uhr.

An Vorführung, wie Bezeugschaftung solcher Spiele nahm auch die Bärenschaft Theil.

Außerdem ward mancherlei Muthwillen gegen einzelne Mitglieder von Dieß- oder Jenseits verübt.

Besonders litt genannter Nothhaft, vulgo Haftl, Freiherr, der durch Aberglauben, Geisterseherei und Ueberzeugung, eines Tages zur Hebung eines Schatzes berufen zu sein, hinreichende Veranlassungen gab.

Einen Fall zu nennen.

Als die Ritter eines Abends beim Gelage waren, der Haftl, Freiherr, in seiner ganzen Kürze und Gedrungenheit gegen das Hoffenster zu saß, der Storchenauer aber noch spät abberufen worden war, schwebte vor dem Fenster Etwas langsam empor.

Es war eine weiße Gestalt, welche in Mitte des Fensters anhielt und dem Haftl, Freiherrn, als Jenem, der allein berufen sei, sie zu sehen und ihre Stimme zu vernehmen, verkündete:

„Sie sei das geistige Ueberbleibsel einer ehrenfesten, reiferen Jungfrau aus den Schwedenzeiten, welche Veronica geheißen, im Uebrigen aber ihre ganze Habe an diesem Orte vergraben habe. Diesen Schatz könne er, aber nur um Mitternacht heben, und wo sich unweit von da, an einer Wand drei Spuren, wie von Hühnerkrallen, vorfänden, da sollte er graben. Aber bald, damit sie nicht verschwänden und das Gold zu gleicher Zeit!"

Darauf erhob sich die Erscheinung an zwei, sonderbarer Weise vom Geisterseher nicht gesehenen, Stricken gegen das obere Stockwerk und verschwand.

Der erklärte Schatzfinder aber saß in höchster Ueberraschung und schauervermischter Wonne längere Zeit da, unfähig, ein Wort über die Lippen zu bringen, obschon sämmtliche Ritter auf ihn einstürmten.

Endlich eröffnete er, welch wunderbares Gesicht ihm zu Theil geworden sei. Die Gemüther geriethen augenscheinlich in große Erregtheit, der Storchenauer kam vom angeblichen Besuch heim, ließ sich den Vorfall erzählen, man stritt für und mehr noch gegen, rieth aber einstimmig, sich jedenfalls auf Geisterspuck nicht einzulassen, da die Sache doch mit Gefahr verbunden sei, abgesehen davon, daß die Hebung des Schatzes Zauberkenntniße in Formeln und anderen Dingen voraussetze, welche er, Haftl, Freiherr, nicht besitze.

Dieses Mißtrauen ward mit dem Hohn des vollsten Be-

wußtseins erwiedert, und obwohl die ganze Ritterschaft, der Storchenauer voraus, den Weg vertrat, gelang es dem Berufenen dennoch, durchzudringen. Alles folgte nach, half suchen und gab sich für überwunden, da die drei Zeichen in der Hausflur wirklich vorgefunden wurden.

Nun zeigte sich auch die Fähigkeit des Geistersehers, dem Schatz Herr zu werden, indem er eine Belesenheit in einschlägigen Schriften bewährte, welche durchweg keinen Zweifel aufkommen ließ.

Die Sache war schon so sicher, daß die schönsten Pläne in Betreff des Schatzes geschmiedet wurden, wobei eine prachtreiche, gothische Halle als Sitz der Genossenschaft die Hauptrolle spielte. Die Beschwörung und Schatzhebung aber ward für die nächste Mitternacht festgesetzt. Denn wegen mangelnden Vorkehrungen konnte dieselbe in gegenwärtiger bei bestem Willen nicht vorgenommen werden.

Als sich die Genossenschaft kommenden Abend wieder sammelte, traf Haftl, Freiherr, zwar um ein wenig später ein, aber um desto besser mit allen finsteren, schauerlichen Requisiten eines Zauberkreises versehen, ungerechnet, was an Schaufeln und anderem Grabgeräth bei solchen Gelegenheiten dienlich ist.

Es fehlte nichts.

Aber die Zeit bis Mitternacht war noch sehr lange, die Ansammlung der fraglichen Requisite hatte den Geisterseher erschöpft; einige Anfeuchtung war gleichfalls nöthig; man sprach, projektirte, stritt, trank — Haftl, Freiherr, ward des Humpen-Tyostirens am Wenigsten müde und leistete Annerkennenswerthes.

Nie war er noch weit Höherem erlegen.

Dießmal scheint aber das schäumige Naß eine ganz besondere Wirksamkeit gehabt zu haben. Denn mit einemmal lehnte der Geisterseher und Humpenbändiger schlummernd auf seinem alten Ritterstuhl. Erst nach langer Zeit ward er wieder flück, seiner Aufgabe bewußt, und fuhr auf, an's große Werk zu gehen.

Da zeigte sich, daß es ein Uhr Nachts sei; er hörte mit Schrecken aus des Storchenauers Mund, es sei eine Klage vor dem Fenster laut geworden; finstere Ahnung kam über ihn; er griff zur Leuchte — Alles drängte sich wieder nach — Haftl, Freiherr, leuchtete an die Wand der Hausflur — die drei Hühnerkrallenzeichen sind verschwunden, statt derselben ist die ganze Umgegend des Mauertheiles, wie vom Geistergrimm, zerarbeitet — und drüber steht geschrieben: Zu spät!

Welch ein Schrecken für den Schatzgräber, welche Vorwürfe mußte der Storchenauer und alle Ritter von jetzt bis weiterhin über sich ergehen lassen.

Die Verzweiflung nahm lange Zeit kein Ende, eine tiefe Melancholie bemächtigte sich des Haftl'schen Gemüthes, zuletzt mußte Hülfe geboten werden.

Also wiederholte man eines Abends die Geistererscheinung, bei welcher Gelegenheit man die besagten Stricke deutlich vor Augen stellte.

Da lächelte Jener wohl.

Aber für ganz erwiesen hielt er die Sache doch nicht. Die Absicht konnte die sein, ihn mit frevelhafter Nachahmung zu

trösten und sich von weiteren Vorwürfen zu befreien. Eine Täuschung konnte vorgefallen sein — aller künftigen war volle Wirkung auf den Haftl'schen Aberglauben deßhalb doch nicht benommen, und Meister Schwanthaler versäumte nie, ihn auszubeuten, so oft sich Gelegenheit fand.

Wie man sich in Allem folgerecht blieb, ward auch der Raubritterlust, nach wie vor, Rechnung getragen.

Ueberfälle der Genossen untereinander in den respectiven Behausungen, oder beim Heimgang, waren nicht selten. Aber auch sonst ward manches Absonderliche unternommen, einzeln oder mit vereintem Muth und preiswerthem Scharfsinn.

So war von mehren neuen Mitgliedern der Gesellschaft — als beispielsweise Erzgießer Miller, Thiermaler Habenschaden, Genremaler Petzl, Historienmaler Wilh. Lindenschmitt und Philipp Foltz — der Letztere selbst Schwanthalers Mitverschworner bei einem Raub und qui pro quo.

Hiebei handelte es sich um nichts Geringeres, als dem Schwanthaler'schen Hausherrn eine weidliche, gerupfte Gans, welche er sich am St. Martinstage braten lassen wollte, zu entführen und ihm statt derselben einen, mit Ausnahme des Kopfes und der Flügel, gerupften Vogel Auff hinzuhängen.

Die Versinnlichung des hausherrlichen Schreckens über die Abwesenheit der Gans und die Anwesenheit einer ganz verschiedenen und so überaus barokken Erscheinung war den beiden Stegreifrittern ein unvergleichliches Vergnügen, wofür sie aber dem Beraubten seine Gans wieder hinzauberten und zwar rechtzeitig genug, um sie der Zubereitung anheim stellen zu können.

Ein ganz Anderes, als sämmtlich bisher Erwähntes, machte dem Storchenauer zur Zeit der Humpenburg viel zu schaffen, indem sowohl er für sich von dieser Gewalt Gebrauch machte, als auch der und jener Andere sich an dieselbe wandte.

Ludwig Schwanthaler behauptete nehmlich, er habe einen Anflug von Prophezeihungsgabe.

Manches, was er von seinem eigenen Geschick voraussagte, traf auch gänzlich und um so sicherer ein, weil es eben in der Natur der Dinge und seiner künstlerischen Größe lag.

Schicksale Anderer betreffend, bewährte sich seine Voraussage aus gleichen Gründen hie und da nicht minder glänzend — oft auch zufällig ohne solche Gründe.

In Sachen einer Person, deren Entwicklung anscheinend keine Behelfe bot, am Bedeutendsten und Vollkommensten.

Ihr erinnert Euch der Schilderung eines Humpenau- und Bärenschaftsgenossen, welcher nach heiteren Stunden oft so ernst ward und, bildlich bezeichnet, emporragte, wie eine Königskerze, goldprangend in den Büschen stiller Gedanken.

Es war Heinrich Hofstetter.

Sein Fach war zuerst die herzerfreuende Jurisprudenz.

Als ihn seiner Zeit die Juristen-Fakultät zum Doctor schlug, wurde ihm von Seite der befreundeten Humpenburger ein großes Fest bereitet. — Ludwig aber, der Storchenauer, hatte alle Phantasie zusammengenommen, um ihn mit einem sinnreichen und schalkhaften Schattenspiel zu beehren.

Nachdem hiebei viel Abenteuerliches vorgerückt worden war und die Darstellung ihrem Ende nahte, traten mehre unerwar-

tete, sehr drastische Verwandlungen ein, und ganz zuletzt erschien ein Schattenbild, welches den gefeierten Doctor Juris zu allgemeinster Ueberraschung — als Bischof sichtbar machte.

Da ward große Heiterkeit wach.

Heinrich Hoffstetter lächelte auch ein wenig.

Aber als die Jahre dahin floßen — ward der Heinrich in Wahrheit, was der Storchenauer in Scherz und prophetischem Muthwillen vorausgesagt hatte.

Nur daß der Heinrich kein Schattenbischof wurde, sondern ein kräftiger, wahrer, eine Säule der Kirche. — —

So bestanden selbe Genossenschaften neben einander, die Bärenschaft — und jene von der Humpenburg. Da traf wieder Etwas ein, hiedurch wurden sie beide in Eines verschmolzen.

Damit ging es so.

Nach nebenfälliger Benützung einiger weiteren Räumlichkeiten für plastische Arbeiten in der Sonnenstraße, eroberte sich der Storchenauer ein langgestrecktes Haus in der Lerchenstraße und errichtete sich darin drei große Werkstätten — zur Seite seines Schlafzimmers aber, einige Stufen tiefer, ein Gemach, wie er es eben ganz wünschte, um altem Hang völlig zu genügen.

Er baute es zum Theil hallenartig, versah es mit bunten Glasfenstern, stattete das Innere mit altem Schnitzwerk, Humpen, Waffen, Geräthen und anderen, ansprechenden Resten der Vorzeit aus, und ein paar alterthümliche Tische und Stühle fehlten nicht.

Dieß war die wahrhafte, wohl berühmte und noch heute so vorfindliche Humpenburg.

Sie sollte zum allerneuesten und letzten Aufenthalt dienen,

wenn sich nur eine geringere Anzahl Genossen einfände — für zahlreichere Zusammenkünfte war die sogenannte obere, die größte der besagten Werkstätten, bestimmt.

Als die Zeit kam, fand gemeinschaftlich feierlicher Einzug statt — voraus schritt ein reichgeschmückter Ehrenhold — das neue Wappen der Ritterschaft auf Brust und Rücken.



Der Auszug aus der Werkstatt nächst der protestantischen Kirche wurde aber noch vorher durch eine große Zeichnung Schwanthalers und Pocci-Diepolts verewigt.

Sämmtliche Figuren erscheinen dabei hoch zu Roß.

Voraus reitet ein, früher nicht genannter, Vetter Schwanthalers, Namens Anton, als Mönch. Ihm folgt der treffliche Künstler, der frohbiedere Schlotthauer, als Minnesänger — Beck Fridricus, der Philologe und Poëta, schließt sich ihm als Posaunenbläser an. Nun rückt Vetter Xaver mit dem ehrenwerthen Haftl, Freiherrn, als riesiger Kämpe herbei, gefolgt vom Kropf von Windbruch, welcher ein kolossales Champagnerglas trägt.

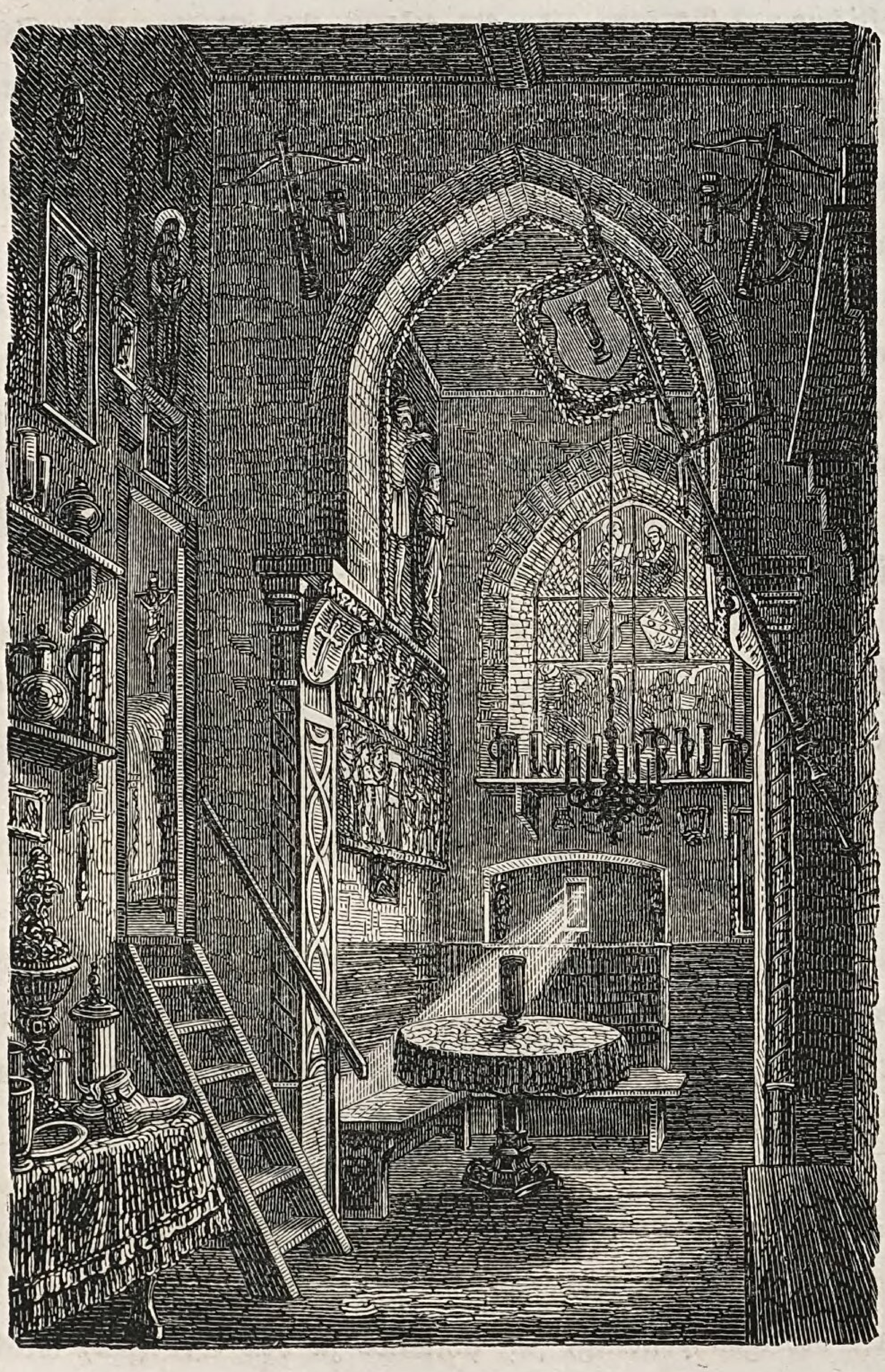
Wieder zeigt sich ein Held, der Hotz von Kostnitz; als junger Ritter, einen graciösen Pocal in der Hand, folgt Diepolt; Maler Hiltensperger, Lang von Ulm, Eduard von Ried und Hofstetter nahen als Turnierer. Links im Vorgrunde erblickt man des Storchenauers Schwester Rosalia, als anmuthiges Burgfräulein — und so tritt mehr vor Augen.

In Mitte des Ganzen aber sitzt als Burgherr Ludwig der Storchenauer — und weil die Schadenfreude unbezweifelt einer der mächtigsten und gefährlichsten Teufel ist, zeigt sie sich als ein solcher hoch oben auf der Burg und weist eine siegreiche Geberde auf, als sollte es heißen: Ich zieh' Euch nach und bin auch dabei in der anderen Humpenburg — es soll doch noch Zwist geben!

Aber Meister Ludwig, der wohl weiß, daß der wahre Quell der Freude in Eintracht Mehrer und in jedes einzelnen Menschen eigener Brust ist, weiß auch, daß die Dämone und Teufel schließlich doch nichts über Den vermögen, welcher sich selbst in der Gewalt hält. Deßhalb streckt er dem Teufel in lustigem Hohn zwei Finger entgegen, zum offenen Beweis, daß er sich nicht fürchte und daß Freude und Herzlichkeit, nach wie vor, walten sollen.

Demselben Auszuge wurden noch andere Zeichnungen und auch Gedichte geweiht — insbesondere ließ sich Friedrich Beck in einem vernehmen — welche so recht an Tag stellten, wie innig sich alle Genossen um ihren Herrn und Meister reihten, und welch ein Schatz von Wohlwollen, Treue und Unverdorbenheit unter der, oft so stürmischen, Außenseite der Humpenauer zu finden war — der bisherigen und neuerlich hinzugetretenen.

Als die Ritterschaft von der neuen Humpenburg Besitz ergriffen hatte,



kam das volle Leben der ritterlichen Romantik, wie es sich Schwanthaler ursprünglich gedacht hatte, erst in wahre Verwirklichung. Es war oft, als hätten sich Gräber und Grüfte in alten Schloßruinen oder Kirchen geöffnet — nicht aber zu düsterem Geisterspuck, sondern als ob die längst Begrabenen und Zerstäubten in voller Kraft und Lebensfrische herausgestiegen wären — und in voller Gültigkeit für heutige Zeiten.

Es lag dabei ein tiefer Ernst, eine, gewissermaßen heilige, Feierlichkeit in und über allem Vorkommen, und Alles stimmte dazu — Handlung, Gesprächsweise, Anordnung der Räumlichkeit und Gewandung der Ritter.

In letzterer blieb der Storchenauer, wenn es echt Ritterlichem galt, sicher in nichts zurück.

War an anderen Abenden die Aufgabe eine mehr phantastische, also in freier Weise, so blieb sich der Anblick der Genossenschaft ungefähr gleich, nur daß Einer oder der Andere sich nicht gar zu sehr einpanzerte.

Schwanthaler selbst aber belastete sich an solchen Abenden nicht mit Rüststücken.

Vielmehr war sein beliebtes Gewand ein grauer, gestrickter Leibrock mit entsprechend übriger Ritterhauskleidung, das Haupt aber war mit einem schwarzen Barett bedeckt, welchem eine nach rückwärts keck abstehende, rothe Feder zum Schmuck diente.

Hie und da erschien er auch anders — am Liebsten als Moosgeist mit blauem Mantel, ellenlangem Moosbart und krauser Moosperücke. Als solcher stand er dann gelegentlich an der Pforte der Humpenburg, sah hinunter zu den Genossen, welchen

seine lange Abwesenheit schon fühlbar ward und schaute dem Treiben Derer da unten zu — bis es ihn selbst nicht mehr litt — oder die Ungeduld einen Boten entsandte, welchen dann der lobesame Moosgeist mit schauererregender Stimme auf der obersten Stufe in Empfang nahm.

Stieg er dann hinab in die buntfunkelnde Humpenburg, oder befand man sich in der oberen Werkstatt, und er war etwa völlig gut gelaunt — sobald er erst recht in Zug kam, stimmte er irgend einen Lieblingscantus an — meistens jenen vom Herrn Kunrad von Eberstein, welcher, bei aller Eckigkeit und anderweitig Wildem, doch von unläugbar poetischem Eindruck ist, wenn man alte Zeiten versteht.

Lautet:

Am Rundtisch, im sonnigen Erker,
Da saß Herr Kunrad von Eberstein
Beim Krug mit den Gesellen sein,
Durchs Fenster herein
Da lugen die Reben so fein.

All waren schon lange die Humpen,
Das grämt Herrn Kunrad, und poltert drein:
„Soll trocken das ritterlich Leben sein?
Der Bold bleibt lang aus —
Schau' Wolfgang hinaus!“

Da hat sich der Wolfgang gesputet
Und ruft an der Thür: „Da schaut er herein,
Ei so komm, schenk' ein,

Das wird eine Freud' sein!
Was lugst mich so an,
Wer hat dir was 'than?"

„„Da draußen am Bühel am Weiher,
Da brüllt ein Ur und rennt mir nach
Gar zornig und jach,
Daß das Staudenwerk kracht,
Wie ich komm' mit dem Krug
Und zum Wald hinein lug!""

Da fährt Herr Kunrad von seinem Stuhl auf
Und greift zur Armbrust gleich hinauf,
Schreit freudig ohei,
Und Alles stimmt bei —
„So trinkt nur aus,
Dann zieh'n wir hinaus!"

Und nun sprengen sie schon von dannen,
Ihre Büsche nur lugt man im Wald,
Zum Bühel kommen sie bald,
Beginnen die Jaid,
Heija hussa,
Die Jaid,
Das Wild, das thut mir leid!

Und wer liegt unterm Eichbaum am Bühel?
Es sind die Gesellen der frohen Jaid,

Die trinken und singen in Mannesheit —
Die Rüden, die müden Roß',
Die lassen sie los. — —

Manchmal, wenn der Storchenauer mit der brüderlichen Haltung der Genossenschaft sehr zufrieden war, stimmte er einen anderen Reimspruch an:

Sumus hic sedentes,
Sicut conferentes,
Nullum offendentes,
Sed laete conscientes,
Hospitem laudemus
Et laete decantemus,
Tunc iterum potemus,
Modesti jubilemus!

Von derlei sangbaren Dingen auf das höher poëtische Streben zurückblickend, fällt in die Zeit der Humpenburg ein Gedicht Wilhelm Lindenschmids, welcher das Schlachtbild über dem Kirchthor zu Sendling malte.

Es verdient bewahrt zu werden, um jenen trefflichen, früh geschiedenen Künstler auch in schriftlichem Betreff kennen zu lernen, andrerseits es, seiner Kraft und Würde wegen, eine Berechtigung zum Dasein hat.

Besonders aber verdient dasselbe noch aus einem anderen Grunde Beachtung.

Es ist wieder so recht geeignet, die glühende Sehnsucht nach alter Zeit zu versinnlichen, von welcher sämmtliche Mitglieder der Genossenschaft erfüllt waren, obgleich es namentlich zur ersten Hälfte weit über das beliebte Mittelalter hinausrückt.

Am Rhein.

Im Abendschatten, in der Kräuter Duft
Saß ich auf waldbewachs'ner Hünengruft,
Mein Geist war, wo die Sehnsucht ihn verzehrte,
Bei den Berühmten in der kühlen Erde.

Ich sah in Reih'n auf stiller Haide Hügeln
Die Gräser lispeln leis von Windesflügeln.
Rings thronte Schweigen. Selbst der Hirsche Schrei'n
Tönt nur von fern', weil sie die Geister scheu'n.

Der Herbst verstreut der Bäume gelbe Zier
Auf diesen Hügeln — Helden ruhen hier.
Im Ringgeschmeide liegt da ihr Gebein,
Das Schwert zur Seite und die Axt von Stein —
Die schönen Schädel habe ich gesehen,
Die fromme Gierde grub aus diesen Höhen.

Als diese Zähne glänzten aus dem Mund —
Nur Redlichkeit und Treue gab er kund —
Als dieser Schenkel, unverwest annoch,

Mit Roßesschnelle durch die Eb'ne flog,
Als diese Arme, nackt und ehern doch,
Mit dem Geschoß in ungemess'ner Ferne
Den Schild zerbrachen — dann des Urs Gehörne,
Besäumt mit Silber, schwangen, und mit Meth gefüllt,
Im Freundeskreis — es war der Sitz ein Schild;

Bis an der Dämmer-Eich' empor
Der Heldensang erscholl hin über's Moor —
Da war noch Keuschheit, bied're Fröhlichkeit,
In hohem Todesmuth das Herz noch weit —
Wär' ich ein Kind gewesen jener Zeit!
Jetzt ist mein Aug' vom Bücherstaub erblindet,
Der Schultern Stärke mir in Trägheit schwindet —
Dort hört' ich Stimmen, die das Herz mir schwellten,
Ich wär' ein Held gewesen — unter Helden!

Ihr habt uns Sprache, Boden, unvermischte Kraft
Errungen — unser Blut ist eurer Lenden Saft.
O Väter, eure kühne, reine Seele,
Umkreist sie noch die schatt'ge Rasenhöhle?
Mit meines Muth's unlöschbar heißem Glüh'n
Ruf' ich Euch zu: Laßt mich gesegnet zieh'n!

Und lange weilt' ich in dem stillen, düstern
Brüten der Nacht. Ein geisterhaftes Flüstern
Ward über meinen Scheiteln ich gewahr —

Ein heil'ger Schauer bäumte mir das Haar.
Die Geistersage schwebt' im silbernen Gefunkel
Des Mondes, in dem milden Lichtesstrom,
Durch lange Fenster in den goth'schen Dom.
Sie schwebt' um weiser Priester Marmorbild
Und um streitbarer Kön'ge Wappenschild,
Sie schwebt' in reizend grünem Waldesdunkel,
Der Sterne still entbrennendem Gefunkel,
Um der Abtei'n versunk'ne Epheutrümmer,
Sie malt' sich träumerisch im Abendschimmer
Auf der Stammburgen moos'ger Herrlichkeit — —
Ich las in der Geschlechter Lust und Leid,
In meiner Heimat bildervollem Kleid —
Den ganzen Reichthum der Vergangenheit!

Es ist wohl weit von solch tiefen Eindrücken bis zu anderen, förmlich burlesken.

Indessen das Treiben und Leben der Ritterschaft war einmal bunt.

Wenn sich Poësie, Gesang und romantisches Spiel oft in voller Weihe — der Ernst mit Heiterkeit gepaart, die Heiterkeit von des sinnigsten Ernstes Werth getragen — bewährt hatten, gab es wieder Einzelscenen, in welchen sich eine, nahezu unbändige, Lustigkeit kund that. Bei vielen solchen Scenen spielte das Schaurige die Hauptrolle. Begreiflich trug aber der Schalk und Frohsinn den Sieg davon.

Weßhalb nicht ein Musterstück?



Der Vetter Xaver — nun auch seligen Angedenkens — war eine treffliche Burgherrngestalt, frisch-froh blickend, was ihm Jeder gönnte, und bei einem Humpen Braunem oder Gelben — den Rothen verschmähte er so viel minder — pflegte er auch nicht der Letzte zu sein.

Gerade wie der Ludwig und noch mehr andere, tapfere Gesellen vor und nach ihm.

Als nun der Vetter Xaver eines Tages noch in der oberen Werkstatt meißelte, mittlerweil' sich eine Zahl Ritter, wie öfter, in der ersten unteren, nächst dem Gärtlein, befanden, um sich dann in die Humpenburg zu begeben, ward er hinabgerufen.

Dem Geheiß folgte er alsbald, trat ein — und siehe da — wen erblickte er von Angesicht zu Angesicht?

Niemand Anderen, als sich selbst.

Das heißt, er lag da zwischen brennenden Kerzen, auf's Beste modellirt, angestrichen und gekleidet, auf einem Schragen, die Hände über einander gefaltet — der Leib aber war von äußerst großem, verhältnißmäßig riesenhaften Umfang. Es zeigte sich demnach der Vetter Xaver oder Kuno von der Humpenburg in jenem Zustand irdischer Verkommenheit und Hinfälligkeit, welche uns, unter verschiedenen Arten, früher oder später, Allen gewiß ist. Was nun den angestrichenen Vetter Xaver betrifft, kniete ihm zunächst ein schwarzer Pater mit beweglichen Geberden, und man sah es dem frommen Mann wohl an, wie sauer er sich's um die Seele des Dahingeschiedenen werden lasse.

Um den Todten herum strich aber mit großer Begier eine andere Person. Nehmlich der Teufel. Der hatte zinnoberrothe Hosen an, auf dem struppichten, brennrothen Haupt ansehnliche Hörner und eine lange, verhängnißvolle Hahnenfeder hinter einem derselben.

Fraglicher Teufel, in dessen Mummerei Niemand Anderer steckte, als der frommfrohe Meister Ludwig, that zu wiederholten Malen äußerst kecke Griffe nach dem gestorbenen Xaver. Aber jedesmal, wann er zu nahe rückte, verscheuchte ihn der Pater, indem er einen kräftigen Spruch, bald lateinisch, bald deutsch, entgegenschleuderte und den Satanas mit einem improvisirten Weihbosch bespritzte.

Ueber dieses Hinderniß der Annäherung gerieth der Teufel stets mehr in Zorn, vergaß urplötzlich alle Scheue, drängte den

Pater weg, warf sich auf den Todten und riß ihm mit großer Wuth und grauenhaft höllischem Siegesjauchzen den Leib mitten entzwei, um des Xaverius Seele zu erobern.

Aber anstatt der Seele fand sich etwas ganz Anderes vor — nehmlich ein weidliches Fäßlein Braunes — ein Gegenstand und Anblick, welcher der vorhandenen Ritterschaft großes Behagen und lautes Verlangen nach Besitzergreifung abgewann.

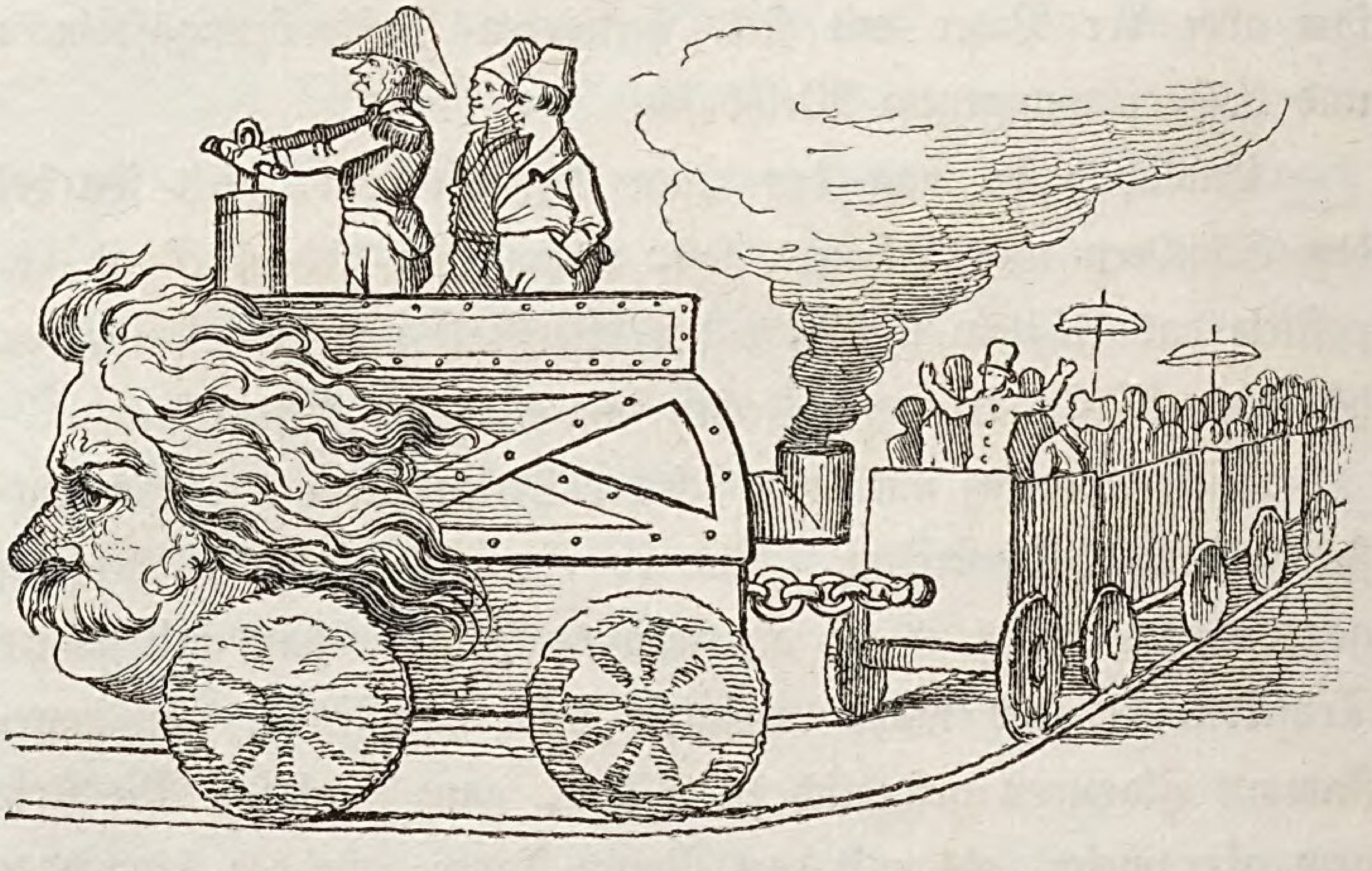
Um so weniger ließ der Höllenfürst von seiner Begier und Rache ab. Verschiedene Male mit äußerster Anstrengung weggebannt, fuhr er doch bei erster Gelegenheit auf das Fäßlein los, lupfte es und rannte damit fort, zur unteren Werkstatt hinaus in die obere — hinter ihm drein die Genossenschaft — an der Spitze derselben, in lustigem Zorn und nicht sparsam mit ritterlicher Schmähung, der lebendige Vetter Xaver — noch vor ihm aber der Pater mit stets heftigeren Beschwörungsformeln und hochgeschwungenem Weihbosch.

Endlich holte man den „gar Anderen" ein, hielt ihn bei den Schultern und Hörnern fest, nahm ihm seinen Raub ab, postirte das Fäßlein in Mitte der Werkstatt und verurtheilte den höllischen Missethäter zum Zechen mit frommen Rittersleuten.

Dieser Sentenz unterwarf sich der Seelenräuber nur nach entsprechendem Widerstreben. Als er aber erst völlig in Beschlag genommen war, fand er die fromme Nachbarschaft mit seiner Teufelsnatur sehr wohl vereinbar und „tyostirte", um angestammte Flammen gründlich zu löschen, ganz tapfer. Mit Keinem aber mehr, als mit dem Vetter Xaver, welcher hinwieder seinerseits augenscheinlich sehr erfreut, nicht todt, sondern lebendig

zu sein, auch sein Möglichstes that, die letzte Spur etwaigen Grolles und Schreckens wegzuwaschen und mit ritterlicher Haltung doch in einiger Ausdehnung dem Begriff Ehre zu machen, welchen der Teufel bei Aufreißung seines Leibes in Sachen seiner Seele hatte.

Solcher Dinge begegneten dem Vetter Xaver gar viele, wie er sich denn einmal nach einer höchst abenteuerlichen Comödie zuletzt als feuerspeienden Berg in Scene gesetzt sah. Ein anderesmal ward er als Traube aus dem gelobten Land an einer Stange hereingetragen. Als Centauer figurirte er auch eines Abends — deßgleichen als ein durch Nacken und Haupt gespießter Leu. — Wieder eines Abends sauste er mehrfach als Locomotiv über die Bühne



und noch in verschiedener, anderen Weise bot er sich dem Blick dar.

Solche Scenen wurden von Ludwig stets durch flüchtige Skizzen mit Stift oder Feder, hie und da mit Beihülfe munterer Farbgebung, für den Nachwuchs der Genossenschaft und zu eigener Erinnerung festgehalten und bewahrt, und es finden sich solcher Blätter mehre in Pocci-Diepolts Besitz.

Also war da viel tolles Wesen und Treiben in der Humpenburg.

Manchem Uebermuth nach Außen, wie er sich in jüngeren Jahren bekundet hatte, ward freilich nicht mehr Raum gegeben. Alles Bessere aber blieb, und Eines, was preiswerth und von je treu geübt worden war, wuchs und gedieh noch mehr.

Es war die Liebe und Güte für die, gleichwohl „verwünschte, jetzige, moderne Welt.“

Wie oft wandte sich Meister Ludwig an die Genossenschaft, um tüchtigen Gesellen zur Hand zu sein, einem alten Mütterlein die letzten Tage zu versüßen.

Da blieb Keiner zurück.

Und wie großmüthig erwies sich der Meister selbst bei diesen und gar vielen Gelegenheiten, von welchen man später nur durch Zufall Kenntniß gewann.

Wie viel Herzerfreuliches anderer Art gäbe es außerdem von dieser letzten und von früherer Zeit zu berichten.

Nur Eines zu erwähnen.

Jeder freut sich, wenn er am Denkmal des Königs Max auf dem Theaterplatz zu München vorübergeht und sieht es mit Kränzen geziert.

Wißt Ihr, wer da die erste Zier legte?

Der Meister Ludwig, der Philipp Foltz und der Porträtmaler Dürk thaten es.

Die kamen einmal Nachts mit zwei Kränzen daher und hoben sie vermittelst einer Hellebarde hinauf, wobei sie in große Gefahr kamen, ihre Liebe und Verehrung polizeilich abzubüßen. Denn sie wurden überrascht und hatten viele Mühe, das gesetzmäßige, aber poesielose Herz des Sicherheitswächters von der Unschädlichkeit ihrer Personen und vom Werth ihres Unternehmens für das Gemüth aller Münchner zu überzeugen — —

Nun ist sattsam bekannt gegeben all inneres und äußeres, ernstes und heiteres Leben und Weben der Humpenburger, und wie bewegt, ja getümmelhaft, sich dasselbe oft ausgesprochen haben möge.

Doch sah die Humpenburg auch recht einsame, darum nicht minder glückliche Stunden.

Es ward ja gesagt, daß Meister Ludwig daran dachte, sich ein Plätzlein Welt zu schaffen, an dem es ihm, wenn allein, recht wohl und träumerisch zu Muth werden könnte. Dieß Verlangen hatte er in sich getragen, als er noch nicht ahnen konnte, welche Höhe der Kunst er erreiche. Nun hatte er so viel überwunden, so viel geleistet, und noch so Vieles blieb übrig, zu thun, was einen ungestörten Erguß seiner Seele erheischte.

Er bedurfte oft vollständigster Ruhe — und er fand sie in der Einsamkeit, in seiner Humpenburg.

In ihr träumte er — in ihr entstanden die meisten und besten Entwürfe späterer Zeit, mehr oder weniger umfangreiche — auch viele Zeichnungen, die sich auf die Genossenschaft bezogen.

Unter denselben der Ehrenhold der Humpenburg.



Auch wann Schwanthaler schrieb, flüchtete er gerne hinab zum alterthümlichen Tisch nächst dem bunten Glasfenster — zur feierlichen, Gefühl erweckenden Stille, in welche das, Empfindung tödtende, Geräusch der Welt nicht nachdringen konnte.

Kam er friedlich, so störte seinen Frieden sicher nichts.

Kam er bewegt, so ward ihm in kürzester Zeit Ruhe.

Allgemach erschloß sich ihm sein innerstes, unbewölktes Ich — seine Phantasie ward hold bevölkert — seiner schöpferischen Kraft ward er in ihrer ganzen Macht bewußt.

Selbst später, als die Zeit der Leiden über ihn hereinbrach, als der, vordem rührige, Körper oft lange unthätig an's Lager gefesselt war, indessen der unüberwindliche Geist zu immer neuen Aufschwüngen befähigt blieb — auch in dieser Zeit nützte er jeden halb erträglichen Zustand, um am stützenden Arm seines Dieners oder eines Freundes die Stufen hinabzuklimmen und einige Zeit an dem geliebten Ort zu verweilen.

Da fühlte er sich dann jedesmal von wunderbarer Kraft durchsprüht. Gleich Antäus hatte er seinen Boden wieder betreten, so daß er glaubte, aller herculischen Umarmung künftigen Leides trotzen zu können — ja es ganz zu verscheuchen.

Da wurden Entwürfe zu Einzelfiguren geschaffen — Zeichnungen zu ganzen Friesen entstanden — auch griff er zu seinen geliebten Büchern, in welchen von mittelalterlichen Thaten, Abenteuern, Sitten, Trachten oder Sonstigem guter Bericht zu finden. Aber auch die Ilias, die Odyssee und Anderes ward da durchgangen und theilweise mit prüfendem Auge gelesen. Was immer — Meister L u d w i g war in der stillen Halle selbst in Zeiten glücklich, welche ihn mit stets erhöhtem Siechthum bedrohten.

Aber in der Zeit noch ungetrübt leiblichen Wohles, da gar Manche glaubten, ihn um seine Ruhmeshöhe, seine Wohlhabenheit, seine Frische und Freudigkeit beneiden zu dürfen — betrat er seine geliebte Humpenburg oft nur — um tiefe Wehmuth zu verbergen.

Plötzlich überkam sie ihn, und er mußte sich vor aller Berührung mit der Welt flüchten.

Da lehnte er dann in der Ecke unterm besagten, buntfarbigen Fenster und träumte und sann — ein Brieflein in der Hand.

Es war der Gram der Entsagung, der seine, sonst so helle Seele verdüsterte.

Noch schwebt ein Schleier über dieß eine, das zarteste, edelste Geheimniß seines Herzens.

Soll es für immer — und ganz verhüllt bleiben?

Nicht ganz —

Einst erschien ihm ein Wesen, welches in Allem dem Ideal entsprach, von welchem seine Phantasie schon immer erfüllt war, welchem er nachgerungen.

Aus manchem süßen Traum hatte ihn frostige Wirklichkeit aufgerüttelt. Er hatte dann wieder vermeintlich geliebt, geträumt und gehofft; seine Neigung war wieder gewichen — oder wenn auch nicht, es war sein Künstlerenthusiasmus nicht mit den unabweisbaren Bedingungen der Welt vereinbar. Wie immer — er rang und fand nicht.

Nun sollte der lang gehegte Traum wahr werden, das Gedachte verwirklicht vor ihn treten — aber er sollte nur zu ihm blicken dürfen, um es dann wieder und für immer zu verlieren.

Fragt nicht, wer sie war, nicht um ihren Namen, die eines edlen Künstlers Herz von je mit seliger Ahnung erfüllte.

Aus unserer Heimath war sie nicht; doch eine deutsche Jungfrau — höheren Standes.

Getrieben vom Verlangen, den Träger so reichen Ruhmes zu sehen, war sie in ihres Vaters Begleit gekommen. Zu verschiedenen Malen besuchte sie den Meister, seine Werke zu bewundern, ein sinniges Urtheil hinzuflüstern und ihn selbst die schöpferische Hand an seine Gebilde legen zu sehen.

Die stillfreudige Andacht, mit welcher er zu ihr blickte, entging ihr nicht, schien ihr nicht zu mißfallen. So wohlgebildet, so edel, so geistig und doch so schlicht hatte sie sich Den persönlich doch nicht gedacht, welchem sie ihre Bewunderung zugewendet. Sie sprach mit holder Wärme. Ludwig legte es zu seinen Gunsten aus. Er hatte Gelegenheit, seinen Gefühlen andeutende Worte zu verleihen — er wagte, zu hoffen, zu überwinden, was feindlich entgegenträte. Aber was das Herz des Liebenden leicht löst und als unabweisbare Fügung erklärt, die stolze, kältere Außenwelt ist anders gesinnt.

Und wenn etwa schon andere Pflicht gebieten sollte —? Der Meister konnte nicht ganz klar werden.

Einst erwartete er den Gegenstand seiner Sehnsucht.

Der Vater kam allein.

Flüchtig, gleichgültig überbrachte er der Tochter Gruß und Abschiedswort. Wollte — sollte sie den Meister nicht mehr sehen? Es war nicht zu bestimmen. Dringende Angelegenheiten, bringt der ältliche Herr an, bedingen seine Abreise — ein bedeutender Auftrag zu einem Monumente wird in Anregung gebracht — man spricht übrigens von weiteren, brieflichen Mittheilungen und bestimmt ein Uebereinkommen auf diesem Wege. Meister Ludwig äußert sich nur in wenigen, nichtssagenden

Worten. Der hochwaltende Herr versichert ihn seiner besonderen Verehrung und verläßt in gunstreicher Artigkeit die Werkstatt.

Kommenden Tag glaubte sich Meister Ludwig allein mit dem Schmerz seiner Enttäuschung.

Da trafen zwei Zeilen ein von der Hand Derer, welche er geliebt und nach Deren Anblick er keine Andere mehr im wahren Sinn des Wortes lieben konnte.

Jene Zeilen konnten sein Seelenleid erhöhen. Denn er glaubte im Lebewohl, welches sie aussprachen, ob auch wie zart, doch zu erkennen, daß im Herzen der edlen Jungfrau Etwas für ihn, mindest leise, rege geworden sei, und daß sie ihn ungern misse. Zu seinem Schmerz gesellte sich eine Art Mitwissenschaft ihres Kummers.

Aber sie konnten jenen Schmerz auch mildern. Denn es giebt eine selige Wehmuth des Entsagens, wenn man nicht allein entsagen muß.

Keiner der Freunde wußte von der innerlichen Bewegtheit des Meisters. Man verwechselte seine oft augenblickliche Aufwallung, dann wieder seine träumerische Versunkenheit mit gewohnten Anwandlungen einer Künstlerseele, und machte je Einer Miene, es anders zu deuten, so raffte sich der Meister auf, stürzte sich in einer Art Uebermuth und Selbstverspottung in's Getreibe der Genossen, und da vergaß der Andere seinen wohlwollenden Argwohn.

Der Meister schien ja froh und freudig. Mittlerweile wollte ihm das Herz brechen.

Einmal, ein Jahr nach Empfang jener Zeilen, fand sich ein vornehmer Fremder ein. Er sprach verständig über Kunst und im Verlauf über diese und jene Personen, welche schon früher die Werkstatt besucht hatten. Dabei kam er auch auf einen gewissen Namen, und ein damit zusammenhängendes, festliches Ereigniß.

Ahnte er nicht, von welchem Werthe seine Mittheilung für den Meister sei? Oder war er beauftragt, in scheinbarer Absichtslosigkeit jene Mittheilung zu machen, geeignet, etwa noch vorhandene Zweifel zu beseitigen und die Seele eines edlen Mannes durch Kunde unabänderlicher Zustände völlig in ihr Gleichgewicht zu bringen?

Nicht ohne Gründe neigte sich der Meister dieser letzten Annahme hin, denn der Fremde sprach sich so ruhig, so wohlwollend aus; einem gewissen, zufälligen Blick desselben schien die Wirkung jener Nachricht nicht ganz gleichgültig zu sein — ja eine Art warmer Theilnahme war beinahe unverkennbar, als Meister Ludwig einer, wenn noch so leisen, Ueberraschtheit Raum gab.

Wie Dem auch sei, so viel vermochte der Fremde, wenn er das Geheimniß der Herzen kannte, aus etlichen Worten beim Scheiden und einem warmen Händedruck Meister Ludwigs zu entnehmen, daß der Schmerz der Gewißheit leichter zu tragen sei, als jener der Ungewißheit — daß es ein versöhnendes Gefühl sei, zu erfahren, ein Würdiger sei berufen, ein geliebtes Wesen durch das Leben zu führen.

Am Abend desselben Tages war Meister Ludwig allein in der Humpenburg, drin er so oft seines Ideales gedacht hatte.

Er nahm das Brieflein und las es beim Licht.

Um dieselbe Zeit kam Hofstatt.

Er traf den Meister nicht in der Werkstatt, nicht in seiner Wohnstube, so suchte er ihn in der Humpenburg auf.

Fast unbemerkt schritt er hinab.

„Was liest Du denn da?“ sagte er nach einigem Schweigen. „Das ist ja eine Frauenhand.“

„Ja, das ist's,“ sagte Meister Ludwig mild gleichgültig.

Das Haupt aufgestützt, las er das Brieflein noch einmal. Dann ließ er die Hand, welche es hielt, sinken und sah vor sich hin. Es ging viel in seiner Seele vor, und Hofstatt bemerkte es wohl.

Als er ihn, als ein so trauter Freund, um nähere Auskunft bat, lächelte Schwanthaler, erhob die Hand langsam zum Licht und zündete das Brieflein an.

Als es schwarz, zergloscht auf den Tisch niederfiel, schaute er — das Haupt von der Hand, auf welche er es stützte, abgesenkt — in die vielen, irrenden Fünklein und sagte: „Da schau', Hofstatt, wie die Klosterfrauen zu Bett gehen. Jetzt noch Eine — — — jetzt ist's aus. So löscht Funke um Funke in unserem, erst so reichen, Herzen aus. Dann ist's arm — und todt — und verkohlt —“

Drauf erhob er sich bald, gab Hofstatt's Fragen kein Gehör, schritt hinauf zur Werkstatt, machte sich da noch zu schaffen, sprach von Dem und Jenem — und Hofstatt erfuhr nichts Näheres.

Erst um Vieles später ward er die Sache zu recht traulicher Frist inne — dann Graf Franz Pocci — und noch später Der, welcher dem Andenken des Meisters diese Zeilen weiht.

Außer Diesen hat Niemand Etwas in Erfahrung gebracht, was der Ludwig da erlebt und geträumt und gehofft, und wie er dann alle Erinnerung von sich zu bannen suchte — — an Cornelia. —

Alle — — ?

Wie sich Meister Ludwig sonst im Leben verhielt.



Mit Meister Ludwigs Christenthum war es ganz gut beschaffen.

Ob er deßhalb als tapferer Katholike, was man nennt, seine Beicht völlig regelmäßig einhielt, oder was weiters pflichtmäßig, Das ist hier nicht näher zu untersuchen.

Aber so viel ist sicher. In jüngeren und älteren Jahren verrichtete er häufig ein inniges Gebet, besonders, wenn ihn eine oder die andere Kirche wohl ansprach, und zu München war es die Liebfrauenkirche, welche er vor allen anderen liebte. Mit der erging's ihm, wie schon Manchem vor ihm in alten Zeiten, von welchem anderwärts Bericht gegeben ist.

Also besuchte er sie auch oft, namentlich an schönen Lenz- oder Sommerabenden, wenn es recht feierlich still in den weiten Hallen war und die Fenster in der Glorie ihrer Farben glühten und schimmerten. Da schritt er erst langsam von dem Altar zu jenem. Unter der Orgel stand er gerne still und beschaute den Bau in seiner ganzen Größe; im Glockenhaus suchte er den Grabstein des Baumeisters heim, dann sah er zu den Todten-

schilden, die hoch oben an den Wänden hängen, und schritt sinnend an den Grabsteinen der zwei Chorherren vorbei, hinüber zu jenem des Bischofs Tulpeck. Der gefiel ihm so wohl, daß er sich oft lange dabei aufhielt.

Schlenderte er dann wieder Kircheinwärts zur Linken hinauf, hielt er beim Benno-Altar, nächst beim geschnitzten Christophorus ein. Bei der alten Sakristei deßgleichen. Im rechten Seitengang hingegen besah er sich gerne den Grabstein des Ritters und herzoglichen Hofmeisters Leu, weiters das schöne Herzogsfenster und so mehr. Am Längsten verweilte er aber in der Gegend des Chors, drunter die Gruft ist, und beim Denkmal des Kaisers Ludwig.

Allgemach ließ er dann vom Schauen und Sinniren ab, blieb so stehen und folgte dem Zug der Andacht.

Außerdem kam Zeitweise mehr religiös-poetischer Luxus in's Spiel.

Da bestieg er den Thurm, hielt sich bei den Glocken auf und machte sich allerlei Gedanken. Beim Thürmer oben ebenfalls, wenn er zu den kleinen Fenstern hinauslugte. Auf dem Langhaus oben unterm Gebälk weilte er ganz besonders gerne und fühlte sich von absonderlich wohlthätiger, poetischer Stimmung überkommen.

Es soll aber nicht verschwiegen bleiben, daß er sich bei Gelegenheit eines solchen Langhausbesuches vor lauter traulichem, christlich poetischen Behagen einen Humpen Braunes nachtragen ließ, um ihn da oben auf das ewige Wohl des Baumeisters,

Jörg Gangkhofen von Halsbach, wo nicht gar etlicher ritterlichen Heiligen zu leeren.

Also in Kirchen war ihm ausnehmend wohl zu Muth und einer seiner wärmsten Wünsche war und blieb stets, eine gothische Kapelle zu bauen.

Daß er bei all Diesem gerne Legenden las und was sonst auf Kirchliches Bezug hat, bedarf keiner Erwähnung — und daß er der Hinfälligkeit des menschlichen Lebens oft und beinahe schwärmerisch eingedenk war, dafür zeugt seine Geneigtheit zu einsamen Betrachtungen auf stillen Friedhöfen.

In diesem Betreff ging er wirklich sehr weit, wie eine Bemerkung, von seiner eigenen Hand niedergeschrieben, beweist. Denn es stellt sich heraus, daß er in früheren Jahren zu verschiedenen Malen schöne Sommernächte in der Umgränzung einer, München nahen, Dorfkirche zubrachte, wobei er vor dem Kircheneingang, auf üppiges Gras hingestreckt, lag, sein Haupt auf einen bemoosten, alten Leichenstein gebettet.

Unentschieden lassend, welchen höheren Antheil bei solchen Maaßnahmen frommes Gefühl, Verlangen nach Abtödtung und dergleichen, oder welchen die Phantasie hatte — steht fest, daß es mit dem bewußten, christlichen Gemüthe, bei allem etwa vorhandenen Uebermaaß an Beschaulichkeit, doch eben so richtig und gesund beschaffen war, als dem christlichen Gemüth die früher nachgewiesene Lebensfrische keinen Eintrag that — und es ist wohl nichts sicherer und begreiflicher, als daß den Meister zu allen Zeiten seines Lebens Freigeisterei in höchstem Grade anwiderte,

ob er auch in kirchlichen Dingen den frommen Schalk hie und da nicht verhehlte.

Der Schalk war einmal in ihm, und in weltlichen Angelegenheiten rührte er sich wohl mehr. Dabei stehen in erster Linie seine massenhaften Carricaturen. Aber es gab noch andere Fälle, als Freunden ihre Schwächen abzulauschen und sie Denselben rasch vor Augen zu stellen — und da gefiel ihm, etwas mehr dolus in's Spiel zu bringen.

So hatte er es besonders auf die Alterthumskenner.

Mehrmals modellirte er da Etwas, zerbrach und vergrub es, dann ward es von angeblich fremder Hand zu rechter Zeit dem Schooß der Erde entführt und gebracht, um als wirkliche Antiquität zu figuriren.

Auf diese Weise ließ er manchen Kunstkenner und Alterthümler, dessen Urtheil jeder Zeit stolz daher sauste, gleich einem Schiff mit vollen Segeln, auf den Sand fahren und ließ ihn bewundern, lehren und demonstriren, bis es dem Schalk Ludovicus beliebte, die Möglichkeit einer Täuschung anzudeuten, ohne daß ein Theil der Schuld auf ihn selbst fiel.

Da sprach es ihn dann unsäglich wohl an, zu bezeugschaften, wie der Antiquariats-Autokrat in seinen Aussprüchen schwankend ward, sich verfärbte, Dieß und Das zugab und dann augenscheinlich auf die Fluth guter Gelegenheit wartete, um mit seinem Schiff flott zu werden und mit verlegenem Scheidegruß von dannen zu fahren, um sich weiters nie mehr, oder doch so bald nicht wieder, sichtbar zu machen.

Des Meisters Schelmerei ward auch leicht erregt, wenn ihn

ein künstlerischer Auftrag nicht zufrieden stellte, wobei aber der eintretende Spott und lustige Unmuth nicht so fast dem Auftraggeber oder Veranlasser allein, sondern auch ihm selbst galt.

Sicher war es so zu nehmen, als er, noch in früherer Zeit, grollend, statt eines großen Monumentes, eine gewöhnliche Grabbüste machen zu müssen, die große Perücke des Verstorbenen, eines alten Grafen T., in Gyps abformte und die zwei Hälften des Abgußes einer anderen plastischen Arbeit an die Flanken



setzte. Ja etliche Tage später schmückte der Ludwig gar sein eigenes Haupt mit der Originalperücke und stattete so, bei keineswegs ganz eingetretener Dämmerung, diverse Besuche ab.

So muthwillig war er.

Galt es hingegen würdigen Arbeiten, mit welchem Ernst gab er sich denselben hin. Und welche Unerschöpflichkeit be-

währte er. Dieser letzteren schien sich aber die Nemesis manchmal zu bedienen, um ihn für manchen Scherz gegen Andere an sich selbst zu bestrafen.

Das traf einmal zu, als er — der voreinstige Feind und Verbrenner der Graecia — massenhafte Arbeiten griechischer Bedeutung zu fördern hatte, und es sich eben um das berühmte Fries für den Königspalast zu Athen handelte. Da zeichnete und zeichnete er mit solcher mächtigen Verausgabung seiner Phantasie und mit solcher Hingerissenheit, daß es sich zuletzt herausstellte — er habe um nicht weniger, als zwanzig Fuß zu viel gezeichnet — und das Gemach im Pallast zu Athen müßte statt vier Wänden, derselben mindestens fünf haben, wenn es seiner Zeit mit den projektirten Basreliefs geziert werden sollte.

Dieselbe Schaffenslust zeigte sich begreiflich noch mehr, wenn es sich in Sachen seines großen, künstlerischen Waltens um Deutsches handelte. Aber auch überhaupt, zu Hause, bei der leisesten Veranlassung, oder wo er sonst auf deutschem Gebiete hinkam und einen Aufenthalt hatte, welcher ihm entsprach, ging es sogleich über die Wände her und ward mit Kohle und Kreide auf dieselben gezeichnet. Waren Farben zur Hand, wurde dem Aufgerissenen auch weiterer Reiz verliehen.

So war es beispielsweise im alten Schloß Stein, welches einem Vetter Pocci-Diepolts gehörte.

Als sich Meister Ludwig eines Tags mit Letztgenanntem dort einfand, währte es die kürzeste Zeit, so war schon Alles in ihm wach, und ging es unter Diepolts Mithülfe an ein Aufreissen und Malen auf die Wände, dabei sagenhafte, oder von

Schwanthaler erdichtete Gegenstände zum Vorschein kamen, auch ein und das Andere aus dem Schwedenkrieg, „selb Einen der Teufel holte,“ und derlei akut romantische und schreckhaft humoristisch gehaltene Historien mehr.

Immer war er schöpferisch und er konnte, so zu sagen, nichts, nur einigermassen Dienliches oder Anregendes sehen und berühren, ohne die Lust zu verspüren, etwas Schönes daraus zu gestalten.

So erreichte ihn Keiner in der Leichtigkeit, aus Wurzelstücken, Waldschwämmen und dergleichen Humpen oder Kannen herzustellen und Zwerge, Eremiten, Ritersleute, besonders auch Jäger alter Zeit mit herauszubilden, wie er denn seine herzliebsten Ideen aus der Waldeseinsamkeit holte und so recht ein eigentliches Schubfach der Phantasie für ritterliche Waldromantik hatte — St. Hubert oben an.

So wunderbar behülflich er in aller, seiner künstlerischen Thätigkeit war, eben so unbehülflich war er, das heißt, in jüngeren Jahren, im gewöhnlichen Leben.

Wer ihn damals kannte, bestätigt es.

Er selbst sprach gar oft davon, wie sonderbar er wohl dahergekommen sein möge in seinem schwarzen, wie er ihn nannte, Communicirfrack, der ihn eben nicht am Besten gekleidet und seiner schönen Gestalt wesentlichen Eintrag gethan haben soll.

Und wenn er dazumal in ein Zimmer trat, gab es doch immer Etwas zu belächeln.

Denn entweder ließ er sogleich bei der Ankunft den Hut fallen oder er stieß an Etwas und, wenn er den Fall dieses

Gegenstandes hemmen wollte, veranlaßte er häufig noch den Sturz eines zweiten oder dritten.

Nebenbei war er in jenen Zeiten, eigenem Geständniß zu Folge, „ein gewaltiger Complimentarius", und war er irgendwo zu Gast geladen, so wagte er kaum, eine Speise zu berühren.

Dieß traf öfter beim alten Ritter honorarius Evaristus ein, an dessen Tafel man die Mäßigkeit des jungen Sculptors stets anstaunte, bis sich einmal auf ernstliche Fragen und Nachforschungen Freund Diepolts herausstellte — Ludwig Schwanthaler nehme, in der Ahnung fraglicher Angst, jedesmal zum Voraus einen schlicht bürgerlichen Imbiß, um dann später mit Anstand seine Mäßigkeit durchführen zu können.

Aber schon damals, wenn der in so Vielem Unbehülfliche, Beklommene, das Wort über Kunst und ihre Bedeutung ergreifen durfte!

Zwar nicht überströmender Lippe sprach er sich aus.

Aber wie sicher, wie voll tiefen Bewußtseins war Alles — nun erst in späteren, in reiferen Jahren. Da war die Kundgebung seiner Ansichten über Deutsches und Griechisches ein Labsal für seine Freunde, wie für Alle, welche der günstige Zufall zu solcher Zeit in des Meisters Nähe führte.

Er schrieb auch Manches nieder, und ob auch aus fast allen solchen Scripturen die Begeisterung für das Mittelalter hervorleuchtet, so bewährt sich doch auch mehrmals, wie viel und über welche Einzelnheiten der zweiten Welthälfte seiner Phantasie und Leistungen er nachgedacht haben möge.

Manches Mal beschäftigte er sich mit nichts, als den innersten, letzten Gründen der Erscheinung, dem eigentlichen Warum.

Eine dahin zielende, handschriftliche Bemerkung lautet:

„Von anspruchlosem Wesen von je, liebte ich von früher Jugend an das Mittelalter, jene Zeit, so reich an Kraft, Gemüth und Phantasie. In meiner Vorliebe ging ich so weit, lieblos gegen die Antike zu verfahren, über die griechische und römische Architektur, namentlich über die durch die Giebel-Linien so eingeengten Bildergruppen mich bitter auszulassen.

„Wer je einen Giebel componirt, möge Dieß selbst beurtheilen! Er wird aber auch die Freude empfunden haben, nach Beendigung der Composition die Gruppe sich dem Dreieck anschmiegen zu sehen. Denke man sich jedoch die mittelalterlichen Statuen im Gerank der Aeste heranwachsend zu einem organischen Ganzen und diese auf dem Hintergrund ohne möglichen Zugang sich hindrückenden Gruppen, so kann man sich nicht einbilden, wie sie hinaufkamen, obwohl andererseits unter diesen hemmenden Umständen dem Bildhauer viele Ehre erblüht.

„Oefters nachdenkend über das eigentliche, geistige Motiv entschlief ich einmal und sah mich im Traum in eine der Gegenden des vor kurz erst bereisten Vintschgaues versetzt.

„Ich sah eine Scheune, deren Dach an der vorderen und hinteren Seite offen den Anblick des Himmels und Durchsicht gewährte, und die ganze Familie des Hauses drunter gruppirt. Der Vater saß in der Mitte, auf einen hohen Stab gestützt; an ihm rechts und links gereiht waren die Uebrigen. Die rothen

Jacken und grünen Hosenträger stachen hübsch vom blauen Himmel ab.

„Als ich erwachte, sah ich deutlich die Absicht der Alten, durch den blauen Grund des Giebelfeldes die Durchsicht nach dem Himmel bezeichnen zu wollen, und hier auf diesem luftigen (im Süden gewiß dem köstlichsten) Standpunkte des ganzen Hauses die Bewohner (bei Tempeln Götter, Helden 2c.) beschauen zu lassen!"

Die Geistes- und Herzenszüge Meister Ludwigs sind hier bis jetzt ganz ungeschminkt zu finden. Weßhalb der Wahrheit in etwas Anderem untreu werden und nicht einen Fehler bezeichnen, welchen er in späteren Zeiten hatte; wenn man das Gemeinte einen Fehler im strengen Sinn des Wortes nennen will.

In besagt späteren Zeiten hatte der Ludovicus eine Hast nach Arbeitsbestellung, eine, oft fast an das Maaslose streifende, Eifersucht, wenn irgend ein anderer Meister eine Figur zu schaffen bekam.

Er wollte nicht zu viel für sein Talent. Aber er wollte zu viel für die Kraft eines Einzelnen, um allen Erzeugnissen auch die Weihe feinster Durchbildung verleihen zu können.

Dieß mußte er gar oft von seinen Freunden hören. Er nahm es hin, gab zu, was sie als Folgen seiner Hast befürchteten; wie er denn überhaupt auch das strengste Urtheil der ihm näher Stehenden eben so willig anhörte, als er andererseits der öffentlichen Critik spinnefeind war.

Aber sein Hinnehmen, sein Zugestehen änderte im Ganzen

doch nichts, und bei erster Gelegenheit war es wieder er, welcher möglichst allein schaffen und bilden wollte.

Indessen, wie groß auch in einzelnen Fällen die Hast — die Werke sind dennoch trefflich und bewunderungswürdig. Sie sind getragen von der reinsten Unmittelbarkeit eines erhabenen Genius, der in gottvoller Verschwendung die Spenden seines Füllhornes ausstreut, wissend, daß auch die bescheidenste Blume würzigen Duft habe, und über der Welt leise Besorgniß lächelt, jener Reichthum könne erschöpft werden. Nehmt es demnach so. Die Quelle übersprudelte nur in Ludwigs Herzen — aber keiner niederen Habsucht Dämon vergiftete die spiegelklaren Wasser.

Im Gegentheil, der Mammon der Welt hatte gar keinen Werth für Ludwig, oder nur insoferne, als er diente, der angebornen Liebe zur Großmuth Mittel an die Hand zu geben. Sie wurde schon angedeutet. Es sei hier wiederholt gesagt. Ludwig wußte das Leid der Armuth zu würdigen, und reich war seine Hülfe. Zumal auch, wenn er einen richtigen Jünger der Kunst wußte, den das Geschick mit prosaischen Sorgen drückte. Da konnte er's nicht unterlassen und nahm ihm in traulichst schonender, oft auch in geheimster Weise, die Last von den Schwingen der Phantasie.

So war er mit Denen, welche Seiner bedurften, und nie verlangte er Dank. Dieser schönste Zug eines edlen Herzens, Geben und Vergessen, war vollkommen sein eigen.

Aber wie wenig vergaß er selbst den Dank, wenn die Verpflichtung auf seiner Seite war.

Auch für das Geringste, was ihm zu Gefallen geschah, rückte er zur rechten Zeit mit einer Spende an — gegen ferner Stehende mit Werthvollem im gewöhnlichen Sinne der Welt; seinen Freunden gegenüber mit herrlichen Zeichnungen, einem schönen, figurenreichen Humpen, oder welch anderem Erzeugniß seines ewig frischen Geistes, seines blüthevollen Gemüthes und der nimmer müden Hand — —

Nun ist verschiedenes Lob, auch wohl Tadel ausgesprochen worden. Jeder erkennt aber, daß das Beste und Liebenswertheste im Ludwig überall den Preis davon trug. Auch eine oder andere, schier sonderliche, Eigenthümlichkeit ward nicht verhehlt.

Es ist aber noch Etwas näher in's Auge zu fassen — — —

Von Meister Ludwig's absonderlichem Aberglauben und demselbigen Diabolus oder Waldjack.



Jawohl, abergläubisch war der Meister Ludwig.

Dabei müßt Ihr nicht erwarten, es sei da nur von jenem früher bezeichneten, poetischen Pantheismus die Sprache, dem zu Folge sich Nixen im Glast der Mittagssonne aus den tiefen Wassern eines See's erheben oder nächst flüsternden Quellen in Abendfeier und Waldeskühle aus Büschen mit kristallhellen Augen hervorlugen; nicht von Elfenreigen auf mondbeglänzten, hellgrünen Waldspiegeln; nicht von Bergen und Schroffen, dran sich Höhlen aufthun, und schelmisch grämliche Gnomen und Kobolde hervorkriechen oder schreiten, die Schulter mit Hämmern beladen oder mit silbernen Schaufeln zu allerlei wundersamer Arbeit —

Keineswegs.

Es handelt sich allhier um ganz etwas Anderes; um den, aller Welt bekannten, löblich bürgerlichen Aberglauben, wie sel-

biger schon von je Brauch war, nie ganz ausgerottet werden wird und sich besonders am Nothhaft oder Haftl, Freiherrn, so glänzend bewährte, wofür Letzter gerade vom Meister Ludwig so viel zu erdulden hatte.

Sonderbar genug — ein Abergläubischer gegen den andern!

Je nun, vielleicht hielt eben Meister Ludwig den Haftl-Freiherrlichen Aberglauben nicht für den ganz recht' und echten — oder hielt er den jenseitigen Aberglaubensinhaber, wegen dessen nicht genialer Phantasie und wegen dessen Unfähigkeit, sich selbst humoristisch zu kasteien, für unberechtigt, Andere mit seinem Wahn zu beschäftigen!

Gleichviel, Ludovicus Schwanthaler hatte einmal vermeintlich gute Bekanntschaft mit allerlei Hexenspuck, mit ernster oder mehr lustiger Angelegenheit des Teufels und seiner Sippe, deßgleichen mit Nebel- und Dunstgestalten. Und was die Schrecken des wilden Gejaids anbelangt, so hatte er das Gesaus, Gebraus, das Heulen, Rufen und sämmtliches Hundegebell und Peitschenknallen nicht allein gehört, als er im Oberlande in einem Försterhäuslein übernachtete. Er hatte auch einmal mit eigenen Augen gesehen, wie die Geisterhatze dahinstürmte. Eine finstere, wilde Nacht war's. In der hatte er sich vergangen, unweit vom Geisenfelder Forste. Ueber den ging's schauerlich dahin, hart über die Wipfel der riesenhaften Bäume, und weiter herab zu war deßgleichen ein Krachen und Poltern und ein Wüthen, daß Einem die Haare gen Berg stehen mußten.

Der tiefe Ernst, mit welchem Meister Ludwig über derlei Gesichte referirte, bewies, daß er von der Zuhörerschaft unbe-

dingte Annahme der Wahrheit erwarte, und daß man ihm eigene Ueberzeugtheit nicht in Zweifel ziehen dürfe.

Freilich gab ein gewisses, wie mildes Wetterleuchten aufzuckendes, Lächeln selbst der schauerlichsten Kunde einen versöhnlichen Anstrich, welcher auch den vertrocknetsten Rationalisten bezaubert und in die Meinung versetzt hätte, der Schwanthaler habe nur so täuschend berichtet und glaube am Ende doch selbst nicht, was er so wahrhaft darzustellen wisse. Aber Dem war doch nicht so. Es verstand nur nicht Jeder das bewußte Lächeln.

Nun ließe sich da noch gar Manches berichten, was in das Fach des eigentlich Haarsträubenden einzureihen wäre.

Das nicht gar so Schauervolle dient aber besser, jenen des Meisters halb wahren, halb humoristischen, und wie gesagt, sich selbst kasteienden, Aberglauben zu bezeichnen, der, schwankend zwischen Ernst und Spiel, Niemand schadet, wohl aber einer und der anderen hochsteigerungsfähigen Phantasie entsprechen kann, um über die Dürre der Alltäglichkeit geheimnißvolle, wundersam bunte Schleier zu werfen.

Solchem Aberglauben liegt oft tiefer Sinn und eine wahre Wirklichkeit zu Grunde.

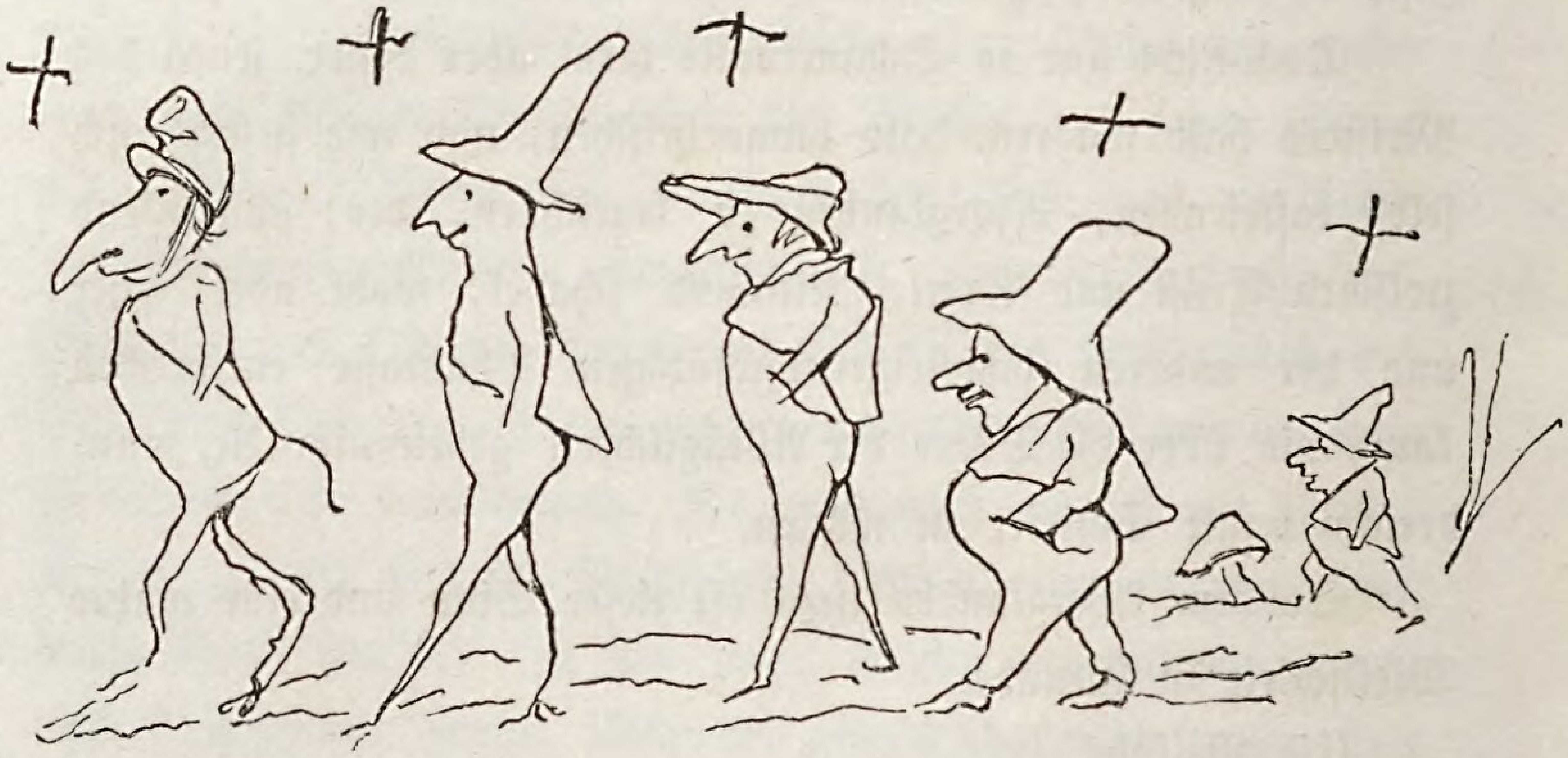
Ein Beispiel.

Der Meister trug sich zu allen Zeiten mit dem Gedanken, jeder Mensch habe nicht allein seine irdischen, sondern auch — ganz abgesehen vom Satanas und seiner Brut — noch andere, übernatürliche „Gegner und Anwoller", welche sich ihrem, einmal angestrebten Opfer auf alle Art, in jeder Form und Kleidung nah-

ten und dasselbe bald in weiteren, bald näheren Kreisen umgingen.

Er für seinen Theil glaubte, seine Gegner und Anwoller in Proletariergestalten wahrzunehmen.

Jeder empfindet die beziehungsweise Wahrhaftigkeit in diesem Wahn. Der Sieg des Proletarierthums wäre der Todesstoß für die Kunst. Von dieser klaren, in's Mystische gezogenen Ueberzeugung angewandelt, unter Einflüssen einer Zeit, welche das ominöse Wort so oft laut aussprach und überall flüsterte, skizzirte Meister Ludwig hie und da wie mit Kindeshand ganz absonderliche Gesellen, dazu sagte er: „Merkt wohl auf! Wann



ihr Den seht, oder Den da — Die sind meine Feinde" — und drauf machte er in sichtlich vollem Ernst ein Kreuzlein zu Haupten eines jeden Feindes und Anwollers, „damit ihn der Himmel davor bewahre."

Eine andere Erscheinung, an deren Existenz Meister Lud=

wig ganz unbedingt glaubte, kann aber nicht in solcher Kürze traktirt werden, weil sie eine zu bedeutende Rolle spielt und den Ludwig nebst Genossenschaft zu einer gewissen Zeit durch nöthig gewordene Erörterungen, Beweisführungen und verschiedene Versuche, ihrer dämonisch bösen Kraft entgegenzutreten, ungemein in Anspruch nahm.

Diese Erscheinung war Niemand Anderer, als der sogenannte „Waldjack oder Diabolus."

Damit Jedermann über dessen Wesenheit in's Klare komme, steht folgend eine eigenhändige Aufschreibung Schwanthalers, in der er sich so recht urkundlich und namensunterschriftlich über den Waldjack oder Diabolus ausläßt, nebstbei aber noch über Anderes, dessen Betrachtnahme einen weiteren Blick in die, oft so eigenthümliche, Gemüthswelt des Meisters gewährt — auch in dessen Schreib- und Ausdrucksweise.

Lautet:

„Sit nomen Domini benedictum. Es war im Winter 1827, als ich, aus Italien zurückkehrend und theils durch Krankheit, theils durch Unmuth über das ewige Wiederkäuen der Antike und der ästhetischen Modeartikel an Allem irre, nur durch eine gewisse, innere Kraft noch gehalten wurde.

„Es war jene von frühester Kindheit mir angestammte, abenteuerliche, ehrenwerthe Stimmung, die in ihrer ganzen Ausdehnung vom lieben Herrgott und den ritterlichen Heiligen, jedoch Salbadereien abhold — weiterhin an Hebels Gemüth streichend — endlich in die milde Natur, in Wälder und Moos oder altes Gemäuer strebte und mich bald als lustigen Gesellen

mit Humpen und Hahnenfeder durch Wald und Gebüsch führte oder, gleich dem lustigen Käfer im Zwielicht schwärmend, stets angenehm einwiegte. Und nie durch äußere Eindrücke gestört, lebt' es in mir, als hätt' ich zwei Seelen.

„Eines Abends nahm ich, da ich Bildhauer bin, einen Ballen Thon und formirte mir einen Humpen kleiner Mensur. Auf eine Seite machte ich mein Wappen, auf der andern das Flügelroß, alleinig überm öden Moos. Lange lag er unvollendet. Lange nachher erhielt er erst den Deckel mit dem Bild aus der uralten Sage, unserer Familie verwandt, die mir jetzt noch unvergeßlich ist und die ich, obwohl nicht literatus, mit einigen Federzügen festhalten will.

„Viel Unangenehmes kam gegen Ende des Frühjahrs, so auch Herzweh; ich suchte die Einsamkeit des Waldes wieder, und hatt' ich nicht Zeit zum Ausgehen, so träumt' ich davon.

„Oft führte mich meine Phantasie im stillen Halbschlummer zwischen die frischen Tannengipfel im Abendroth oder durch der Stämme dichtes Gewirr, über's weiche Moos an die Ränder der Quellen zum wilden Entrich, wo die Wassermünze wächst und des Kibitzen einförmliches Lied ertönt.

„Um diese Zeit fand ich mich mit ein paar Jagdfreunden und zog so meinen Gefühlen nach an ein gewisses, stilles Bächlein an einem Felsenhang im Walde. Steht da ein junges Buchig, frisch, grün und keck in die kalte Frühlingsbläue des Himmels ragend. Wir hinein — und siehe da — wie bestellt, ein dienstfertiger Wirbelwind rafft das dürre Laub vom vorigen Herbst noch wiederholt uns um die Füße und — auf einem ab-

gehauenen Stamm ein großer Buchenschwamm — in seinen Waldesfarben ein wahrer Abriß meiner Stimmung — daneben noch ein kleines, verkrüppeltes Schwämmlein.

„Halt, dacht' ich, die müssen mit, und glitschte, als ich sie abschnitt, einige Schritte hinunter in's feuchte Laub. Da seh' ich im Rückblick auf die Höhe ein geheimes Bild — — in verwischter Form den Leibhaftigen selbst auf einer schwarzen Sauen, die sich am öden Felsen ripst; er im grünen Wamms, den abgefärbten Filzhut auf, das Waidmesser quer im Maul — grad über mir im Buchig stand er — ein Blick — weg war er wieder.



„Es war mir, als hätt' ich ihn schon einmal, sei es gesehen, gehört, gefühlt — dunkle Bekanntschaft.

„Sieh, da wuchs mir's aus der Seele nach und nach, ich hätte von ihm Aehnliches gehört, und als ich nach Hause kam und bei einem frischen Trank gesprächig ward, da spann es sich so bei meinem alten Oheim, der mit lahmen Füßen im Lehnstuhl saß, 'raus, was ich nur dunkel mehr wußte — wie daß denselben auch schon mein Ahnherr also gesehen habe; und zwar, da er noch Knabe war, sei das Bild um den Ofen geritten und urplötzlich wieder weggewesen. Es war aber dieser mein Ahnherr ein ehrsamer Mann, erst dänischer Dragoner, dann Schnapphahn in ehrlicher Landessache gegen die Kaiserschen, sonst Bildhauer, und Der hat den ganz Andern gesehen. Dieß geschah in Oberöstreich.

„Das Ding ging mir nimmer aus dem Kopf und ich stellte mir den unheimlichen Waidmann aus dem Schwamm dar. Bald war er fertig, von Männiglich anerkannt, von Einigen leise gefürchtet, so klein er war. Aber 'nauf mußte er auf den Deckel. Auf dem steht freilich unten, gegen das Getränk zu, der Segen Gottes eingeschnitten, aber — nach Außen steht ihm nichts im Wege — und war ich früherhin noch zufrieden, mich in den Wald zu träumen, so mußt' ich jetzt Tage lang ganz hinaus — ging auch gern, dieweil mir zu Hause Uebel auf Uebel und Verdruß auf Verdruß zusteuerte. Hatt' ich nit Zeit zum Walde, so mußt' ich gar oft ganz allein um die alten Kirchen und Gebäude dahier; dann ward mir wohl und leicht; ein Traum aber spiegelte sich, den ich, so lang ich athme, nie vergessen werde — nie vergessen, wie ich hinüberkam und dem Staube näher.

Ich war nehmlich, so träumte mir, in einer eben nicht sehr

schönen Gegend unweit des Gautinger-Hochwaldes, als Moosvogel, auf einer bewässerten Wiese, in den ersten Minuten der Dämmerung eines frischen, deutschen Herbstmorgens. Da trank ich ein wenig aus dem Sumpfe im Sand mit langem Schnäbelein, und pfiff dann einförmig für mich hin in zwei Tönen, Töne, sage ich, die mein Innerstes so ganz aussprachen und je aussprachen von früher Jugend auf, daß ich sie oft stundenlang pfiff und mich meine Kameraden dran von Weitem erkannten.

Sie sind die Stimme meines Inneren, und, sag' ich in äußerster Ausdehnung, daß die Sphären nach alter Weise tönen, so ist's mir auf der anderen Endspitze klar, warum gerade der Moosvogel so und nicht anders schreien kann.

„Geistig verödetes, glückliches Leben!

„Aber im Taumel des Schlafes hörte ich in anderen Tönen unbewußt die Klänge des Morgen Ave Maria's einer nahen Landkirche meinen Traum durchdringen und mild wandte sich meine Seele diesem Einklang zu. Von Wald und Moos schlich nun wieder seit langer Zeit zum erstenmale mein Geist zu den lieben, alten Heiligen der Jaid und zu St. Georgen, und so hört' ich in gemischten Waldgefühlen die Töne noch lange fort, ungemein heiter und froh traumlos hinschlummernd.

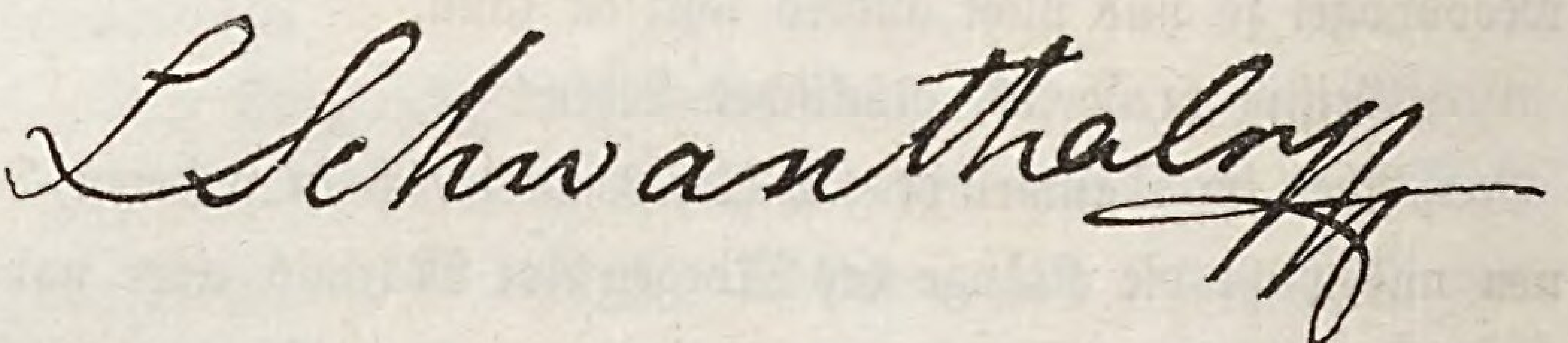
„Ich war nun, Gott sei Dank und seinen lieben Heiligen aus dem Vogel wieder ein Mensch, sogar ein Christ geworden.

„Aber Eins muß ich sagen: Der ganzen Menschheit wünscht' ich diesen Traum, näher an der Brust der Natur und weg von aller Menschenverkehrtheit und Erbärmlichkeit —

„Doch weiter — der Düstere!! Der ließ doch nicht ab.

Auf dem schönen Ischia träumt' ich 1843 im Gelage von lustigen Freunden zu sitzen. Schwups steht er da, ganz wie ein anderer Mensch, aber ich kenn' ihn auf der Stelle und mache das Kreuz. Er rührt sich nicht; sit nomen Domini benedictum! Es kann noch viel Anderen so ergehen!

„In der Stadt Roma wollt' er mir einmal zwei wilde, frische Uhu's gebraten anbieten. Grazie tanle, will nichts — — — aber vom Wald kann ich nicht lassen, und so geh' ich denn nun als lustiger Geselle mit dem ganzen Himmel des Mittelalters, Nattern, Einsiedlern, Waid- und Klosterleuten im Busen in meinen lieben Buchenwald. —



So lautet die Ausschreibung, und es erhellt daraus ziemlich deutlich, wie viel Unheil eben durch den Waldjack in's Haus kam.

Näher bezeichnet, bald fiel eine kaum errichtete Figur zusammen, bald begab sich irgend etwas Anderes, Großes oder Geringeres, was dem Meister Verdruß bereitete. Er selbst war keinen Augenblick im Unklaren, woher das viele Mißgeschick stamme. Wann immer und wo demnach etwas Unebenes vorkam außer Haus, oder daheim in der Werkstatt und in der Humpenburg, in Keller oder in Küche, gleichviel das hatte Alles der Teufelsgeselle auf dem Saurücken verschuldet.

Vergebens ergriffen Schlotthauer, Beck, Vetter Xaver und

Diepolt, auch Maler Hiltensperger nebst anderen Genossen Parthei für den armen Waldjack.

Meister Ludwig ließ einmal nichts Gutes aufkommen, weil er eben seiner Sache zu sicher war, und so blieb zuletzt nichts übrig, als daß Vetter Xaver den gefährlichen Humpen, auf welchem sich der ganz Andere befand, mit sich nach Hause nahm.

Hier verhielt sich der Gefürchtete ganz ordentlich und ruhig und gab dem Vetter auch nicht die geringste Veranlassung, seine Gastfreundschaft zu bereuen. Auch bei Meister Ludwig fiel nichts Unangenehmes vor, so daß es Allen schien, die Bosheit habe endlich ihr Ziel erreicht, und man könne wieder Vertrauen fassen. Meister Ludwig wollte aber noch lange nichts von einer restitutio in integrum in der Waldjack'schen Angelegenheit hören.

„Solch ein Diabolus," sagte er, „ist mit allen Hunden gehetzt. Der weiß sich wohl zu verstellen und spielt nur den Frommen, damit er wieder in das rechte Haus komme, wo er dann sein Gerappel mit frischen Kräften und vermehrter Malice von vorne anfangt."

Da aber die Aufführung immer musterhafter ward und Vetter Xaver, wie sämmtliche Ritterschaft nicht mehr nachließen, entschloß sich der Storchenauer endlich doch, den Waldjack wieder in's Haus zu nehmen, und der Humpen bezog seine alte Stelle.

Nun mußte sich zeigen, wer recht habe, der Meister oder die Genossen.

Es hatte aber der Meister recht.

Denn schon am selben Tag, da der Diabolus sein Hauptquartier wieder in Besitz genommen hatte, fiel zuvörderst das

große Salzfaß um, der Rindsbraten war nicht mürbe, nach Tisch ereigneten sich verschiedene, häusliche Verdrüßlichkeiten, der Vetter Xaver drückte eine Fensterscheibe ein und in der oberen Werkstatt fiel ein Medaillon von Gyps herab.

Das war aber nicht Alles.

Gegen Abend kam gar Kunde eines wahrhaften Unfalls, welcher eine Verwandte des Meisters auf der Reise betroffen hatte.

Nun war das Maas voll, alles Vertrauen, alle gute Laune des Storchenauers war weg — die des größten Theiles der Ritterschaft gleichfalls. Die Fürbitten der geringeren Zahl waren vergeblich, und noch kommender Nacht erließ der Meister ein unbarmherziges, unwiderrufliches Verdammungsurtheil über den Gottverfluchten Waldjack, welches auch sogleich vollzogen ward, indem man im Gärtlein ein tiefes Loch grub, den Diabolus unter den bedeutsamsten Ceremonien und Bannsprüchen auf Nimmerwiedersehen versenkte, mit Erde bedeckte und dasselbe Graswasenstück darauf setzte, welches sich an dem Ort zuerst befunden hatte.

Also war der Stifter so vielen Unglückes vergraben und befindet sich noch heut zu Tag in seinem Kerker.

Denn gefunden hat man von ihm, trotz allen Nachgrabungen, keine Spur.

Entweder, weil man den rechten Ort nicht mehr wußte — oder weil der Waldjack durch Geistergewalt in's Freie salvirt ward und nun dem Ur-Wald-Diabolus zum Waldhumpen dient, damit ihm das Sauenfleisch gehörig munde.

Von Meister Ludwigs romantischen Zeichnungen.



Eine wahrhafte Meisterhand bringt oft mit den geringsten Mitteln das Eindrucksreichste auf Papier, Leinwand oder Metall.

Man nehme an — Radirungen.

Jeder weiß, welche wunderbare Täuschung oft etliche wohlverstandene, kühne Nadelstreife auf dem kleinsten Blättchen erzeugen. Eine Seefernsicht Zeemann's — wenige glückliche Striche am Horizont und man hat die Empfindung — Sonnen-Untergang oder Aufgang.

Die wunderbare Fähigkeit begabter Künstler, in conzisester Abstraktion Licht und Schatten, Form und beziehungsweise selbst Farbeneindruck in die Seele des Beschauers zu vermitteln, bedarf also keiner weiteren Bekräftigung.

Es will aber angedeutet werden, daß es eine desto mißlichere Sache sei, solche künstlerische Producte dem Leser zu versinnlichen, eben je reicher sie, bei geringen Veranstaltungen, an Inhalt und Absicht sind. Dazu noch der Humor, welcher oft

in einer angenehmen, kühnen Nachlässigkeit der Form Unterstützung findet — hinwieder der sichtliche Ernst, bei dessen Charakterisirung sich der Künstler, im Gegensatz zum Geringfügigen oder Scherzhaften des Ganzen, einer eigenthümlichen, wirkungsreichen und Würdeverleihenden Strenge bedient — und noch viel Anderes, sämmtlich Dieß tritt erst durch das Sehen in's wahre Empfinden.

Wie in allen ähnlichen Fällen, so ist es eben auch mit einer Reihe von Zeichnungen von Meister Ludwigs Hand, welche seinen früheren und späteren Zeiten entstammen.

Sie sind meistens flüchtig hingeworfen, halb zufällige Erzeugnisse des Augenblickes. Sie führen aber Den, welcher sie beschaut, so recht tief in Ludwigs geheimste Gedanken und Gefühle und eröffnen die innerste Werkstatt seines Schaffenstriebes und seine Sehnsucht nach dem Romantischen in ganzer Manigfaltigkeit.

Diese tritt in unerschöpflichem Reichthum vor, bald düster, bald heiter — in Rittern, Frauen und Jungfrauen, Edelknechten, Mönchen und anderen Kirchenleuten; da lugen Burgen, Dörfer und Städte alten Gepräges aus den Hintergründen; dann tritt wieder in traut landschaftlicher Umgebung der verkörperte Inhalt altehrwürdiger Sagen und Lieder mit Gnomen, Nixen, auch wohl Geistern kraß dämonischer Art heran. Was es aber sei, da ist Alles voll wahrhaften Lebens und Webens, bald umheimelt von süßer Wehmuth, bald umweht von Humor — auch der Uebermuth treibt sein tolles Spiel.

Doch selbst über dem tollsten Spiel der Phantasie wacht noch immer das milde Auge der Grazie.

Des Meisters sämmtliche Zeichnungen romantischer Art zu

schildern — ungerechnet die zu Kunstwerken griechischen Styls — würde Bände füllen.

Wollt Ihr aber Kunde von einigen oder mehreren aus Meister Ludwigs Jugendzeit?

Also ohne Wahl zugegriffen. Da findet sich ein Blatt, drauf ist ein gewaltiger, großer Keller, in welchem sich diverses, alterthümliches Volk durcheinander treibt. Es läßt sich trefflicher gedacht und kühner gemacht nichts denken. Die Genossenschaft ist toll und voll in überströmender Lustigkeit. Alles, was irgend zum Stehen, Sitzen, Liegen oder Reiten dienen kann, bis auf Schemel, Fäßer, Schragen, ja bis auf die Hunde herab, wird da benützt. Doch zeigen die meisten Zechbrüder schon merkliche Hinneigung zur schiefen, wo nicht ganz horizontalen Richtung. Indessen hält der Eine donnernde Tischreden, dort erhöhen etliche Andere ihre Zecherseligkeit, indem sie sich gewaltig zerhämmern und zerzausen. In der Ecke des Gewölbes wirbelt aber eine besonders bunte Schaar durcheinander. Sie hat — wen wohl? — den Doctor Luther in der Mache.

Will er bessere Zucht predigen — oder möchte er eben auch einen Humpen?

Was immer — seiner erlaubten Absicht wird keineswegs friedlicher Weise Paß gegeben.

Auf einem zweiten Blatt begegnet man derselben, stämmigen Gestalt. Das Blatt ist „in Mansfeld" betitelt. Da schreitet Doctor Luther die Burgtreppe hinauf, empfangen von einer Schaar Rittersleute, welche, nach allen Anzeichen zu schließen, gewaltige Zechbrüder sind. Auch werden, um über das Bevor-

stehende gar keinen Zweifel zu lassen, Weinfässer von ansehnlichstem Umfange heraufgezogen und gerollt, während der Blick in den offenen Keller stets neue Möglichkeit der Zufuhr darthut.

Die Erscheinung des Doctors Luther hat weder auf dem ersten, noch diesem Blatt böse Absicht Meister Schwanthalers zum Grund.

Denn er stand wohl bei allen Gelegenheiten für die Glaubensseite ein, auf welcher er sich befand.

Dem Luther ließ er aber in manchen Beziehungen hohes Recht widerfahren, nebstdem er an ihm, wie an allen thatkräftigen, selbstbewußten Naturen seine Freude hatte. Zum Ueberfluß war es ihm eben nicht unbekannt, daß Jener gerne ein Kelchgläslein Rothen oder Weißen leerte.

Gar ergötzlich ist eine dritte Zeichnung, darauf sich der Mönch Schwarz abconterfeit findet, eben wie er aus einer Kanone abgeschossen wird — zur Strafe für seine füneste Pulvererfindung, welche der ganzen Welt, hauptsächlich aber dem Ritterwesen so gründlichen Schaden zufügte. Und noch eine vierte anzudeuten. Da sind zwei ritterliche Wegelagerer — nicht eben von der reicheren Gattung, auch nicht beritten — so recht lungernde, echte Straßenhabichte, welche Beide sich mit einem großen Stück zusammengerollter Leinwand höchst vorsichtig und stillvergnügt in einen Wald hinein salviren.

Aus späterer Zeit ist beispielsweise eine Reihe Zeichnungen vorhanden, welche Meister Ludwig „Teufelsgeschichtlein" überschrieb und 1831, bei wechselndem Aufenthalt, bald hier, bald dort entstanden.

Sie behandeln in körnig lustiger Weise die abenteuerlichsten Motive, theils frei geschöpft aus der Phantasie, theils einer Sage entnommen, welche noch jetzt im Munde des Volkes lebt.

Da seht Ihr etwa zuvörderst eine Schaar munterer Gnomen, welche, mit Humpen versehen und mit Wehrstücken angethan, durch einen Sumpf trollen, aus dem sich hier und da Irrlichter und andere unheimliche Gestalten erheben. Demnächst erscheint der bewußte, boshafte Waldjack, einen bösen Mönch durch Schilf und Moor dahinschleppend. Auch auf einem andern Blatt erscheint der Gefürchtete, aber in wahrer Teufelsgestalt. Da zeigt sich, wie Figura beweist, ein mannhafter Ritter zu Roß,



hinter dem sich der Diabolus aufhockte und ihm mit gewohnt grimmig schalkhafter Gewalt das Visir zudrückt.

Dann zeigt sich Junker Satan als Geiger, die Füße kreuzweis auf einem Wolf dahinsausend. Dort wieder liegt ein Ritter in Turnierrüstung — ein heimtückischer Schuß hat ihn erlegt und an einem schroffen Felsen liegt er; der Teufel aber giebt ihm zum Ueberfluß noch einen Ruck an der Halsberge, um ihm gänzlich den Garaus zu geben.

Und so fort bei verschiedenen Wanderschaften und Abenteuern kömmt der Waldjack auch noch oft in seiner ursprünglichen Bedeutung zu Angesicht — nämlich, das Waidmesser schräg im Mund, die Beine gekreuzt, auf einer Sauen dahinfahrend.

Von wieder späterer Zeit zu berichten — etwa vom Jahr 1840.

Dazumal hielt sich Meister Ludwig zu Montegrotto auf und gebrauchte Bäder.

Während jenes Aufenthaltes zeichnete er viel und da findet sich auf jedem Blatt — oft ist er mit den geringsten Mitteln erzielt — ein unsäglicher Reichthum an Poesie, launigster Tändelei, holdester Wehmuth und klarster, ruhigster Heiterkeit. Dann waltet auch wieder reiner Ernst. Theilweise, hart daneben, wird nahezu derbster Humor ersichtlich. Kurz von weichster Anmuth durch Scherz und lustigen Uebermuth bis zum haarsträubenden Entsetzen schlägt der Meister die ganze Tonreihe des Empfindens an.

Da erhebt sich aus dem Schooß der Erde eine dämonische Gestalt — ein heiliger Rittersmann hält ihr das Kreuz des Er-

lösers entgegen. Das Blatt ist „die Erde“ überschrieben. Meister Ludwig wollte damit den Triumph des ethisch-Geistigen über alles zum Bösen und Materiellen Mahnende andeuten. Ein anderes, „das Wasser“ betitelt, zeigt einen Fischer, welcher fischartige Gnomen fängt, während ihn selbst ein trotzig neckischer Schilfgott am Fuße festhält. Es ist die frohe Phantasie bezeichnet, welche sich gerne in anmuthig humoristischen Gestaltungen ergeht, aber, von der hämischen Prosa des Lebens angewandelt, die holdesten Ideen urplötzlich verändert und verzerrt findet. Sodann „das Feuer.“ Da gießt eine Hexe giftige Tränke aus, eine Zauberschlange wickelt sich um ihre Rechte, ein Kobold mit dem Blasebalg kauert unter dem verhängnißvollen Heerde. Die Andeutung des Haßes, der Hinterlist, der Eifersucht — wer könnte das Bild alles Dessen mißverstehen, was finster und Glückvernichtend in der unruhigen Brust der Bösen waltet — und die ruhige Seele der Guten entheiligen möchte. Das ist der Sinn dieser Zeichnung. Endlich „die Luft“. Da erblickt man zwei anmuthige, schwebende, weibliche Gestalten — die Eine, das Haupt in Schleier verhüllt, die Andere unbedeckten Antlitzes und mit wallendem Gelock, wie sie einem Waidmann erscheinen. Es ist Licht und Dunkel, Tag und Nacht, Freude und Leid, Hoffnung und Enttäuschung, wie sie der Mensch über sich herankommen sieht auf der Pürsche seiner Gedanken und Wünsche, ein Jeder das Auge auf sein liebstes Ziel gerichtet.

Nun folgt eine Zeichnung, da fährt „der wilde Jäger“ mit weitaus geschwungener Peitsche über Wiesen und Kornfelder dahin; in der Ferne keuchen die gehetzten Hirsche. — „Addio mondo“ zeigt einen Mönch, der sich an einsamem Gestade in

ein Buch vertieft; der Mond steht am Himmel, zwei Engel schweben durch die Lüfte; aber in der nahen Schlucht drüben klettern abenteuerlichste Kobolde.

Wieder seht Ihr „den schönen Ritter," welchen eine Nixe mit sehnsüchtiger Gewalt durch das Schilf in die kühlen Fluthen lockt. Die „Trauerweide" stellt eine Nixe dar, welche wehmuthvoll auf einen nicht minder schönen, jungen Helden blickt, der als Leiche zu ihren Füßen liegt. Die beiden Blätter sind in einem gewissen Zusammenhang. Der Sinn ist unverkennbar.

Unter der Aufschrift „la buonna tavola, che è non favola" oder „la ninfa di Montegrotto" erblickt Ihr eine schöne, weibliche, halb drappirte Gestalt mit dem Schöpfeimer — aber auch Trauben, Flaschen, Speisewaaren zur Rechten — dann wieder in der Linken hält sie schalkhaft einen Schwamm empor. „Donna in cuore, vino in testa" führt einen, bis zum Halse gepanzerten Ritter vor Augen; über das Haupt hat er einen Humpen gestürzt, welcher überfließt — ihm gegenüber schreitet eine gar schöne, anmuthige Jungfrau über eine gefährlich schmale Brücke. Auf einem nächsten Blatt kommen zwei überaus heiter anmuthende Gestalten zum Vorschein, ein Ritter und ein Mönch, welche Beide mit bemerkenswerthestem Mißvergnügen in ein, sichtlich so eben, geleertes Trinkgefäß schauen. „St. Hubertus" ist ein anderes Blatt. Der Heilige breitet den schützenden Mantel über Hirsche, Gemse und Häslein, während auf dem Seitenstück „St. Florian," auf einer Treppe stehend, Wasser aus einem Schöpfeimer gießt, um die unter ihm wirbelnden Flammen zu bändigen.

Mitten unter diesen und vielen anderen phantastischen Ge-

bilden zeigt sich aber auch etwas Anderes, welches beweist, der Meister habe auch im fernen Süden die liebe Heimath nicht vergessen. Hiebei macht sich aber Niemand Anderer vorstellig, als das ehrsame „Münchner-Kindlein", welches so ungemein lustig aus seinen frohfrummen Augen daherblickt, daß man es nicht anschauen kann, ohne ihm selbst froh zuzulächeln.

Nun habt Ihr von derlei Zeichnungen genug Bericht.

Aber von drei ernsten, wunderbar tief empfundenen, von des Meisters schönster Phantasieblüthe umrankten, sollt Ihr noch Kunde haben — sie entstanden zu München in früh' und späterer Zeit.

Die erste.

Ihr schaut in das Innere der Salvatorskirche.

Im Vorgrunde kniet Meister Ludwig, seine Ahnen freudig begrüßend, welche im Gefolge vieler anderen, vorzeitlichen Gestalten ihren Gräbern entstiegen. Sie freuen sich der Liebe und Treue des Sohnes der Neuzeit, oder schauen empor in froher Ueberraschung, das längst geschlossene Auge wieder öffnen zu können und im Licht und Leben zu weilen. Aber, wie erwähnt, sie sind nicht die einzige Bevölkerung der geweihten Hallen. Aus allen hohen Glasfenstern der Kirche treten und schweben Züge von Heiligen, Nonnen, Mönchen, Rittern und ihren Frauen. Was christliche und ritterliche Mythe holdselig mit sich führt, bietet sie hier dar. Allliebevoll macht sie es sichtbar, wie dem Meister zum Dank und zur Freude, weil er ja dem Mittelalter so herzinnig zugethan ist. Nächst beugen sich auch von Kanzel und Chor Heilige, Engel, Bischöfe, Aebte; alle Schnitzereien werden lebendig — durch's Kirchen-

thor reitet, die Himmelsgloria um sein Haupt, St. Georg mit Gefolge ein — vor einem der Spitzbogenfenster aber rauscht das wilde Heer vorüber. Da draußen in der Welt hat das Böse, das Ungeheuerliche seine Gewalt. Hier in der Kirche ist Friede und Freude. Friede, Freude, heiligster Ernst und seligste Heiterkeit quillt überall empor und schaut darnieder. Das ist der herrliche, frohfeierliche Eindruck des Wogens und Wallens der unsäglich reichen und anders doch wieder sich schlicht und einfach gebenden Züge und Einzelgestalten. Ueber ihnen aber, zur Vollendung der erhabensten Wirkung, schwebt hoch in Lüften — der Heiland.

Der breitet segnend seine Arme.

Die zweite Zeichnung.

Sie schildert, wie Pocci-Diepolt als ritterlicher Musikus Orgel spielt. Ueber der Orgel weg schwebt die gesammte, heilige Ritterschaft — St. Hubertus mit dem Hirsch und St. Georg voran — unter frohem Knappengetümmel nächst über den Tasten dahin. Unweit lugt ein Dom hervor. Man hört wohl das Geläute einer mächtigen Salve- oder Dominicaglocke. Dort ziehen Ritter mit Bannern und Stechstangen in eine Burg. Links zur Seite klettern mystische Gestalten — koboldartig die Einen, geisterartig die Anderen — in ein Glockenhaus. Rechts sind Tannen und Waldeslust. Allüberall wundersame Vision. Diepolt im Rücken aber stehen, auf's Schwert gestützt, Ludwig der Storchenauer und ein Genosse, sinnend, lauschend, träumend — über ihnen schwebt der ritterliche Heftnagel — es ist eine Welt von Empfindung, eine gesungene Zeichnung.

Diese beiden Zeichnungen bewähren so recht des edlen Meisters holdreligiösen Sinn, dessen ganze Gültigkeit er in alten Zeiten und in ihrer Glaubensseligkeit zu suchen geneigt war.

Wie weh es ihm aber um's Herz sein mochte, daß er die Kunst nicht allein dem Dienst des geliebten Mittelalters weihen sollte dürfen.

Das sieht man aus der dritten Zeichnung.

Da liegt der Meister Ludwig auf den Knieen, flehend, es möchten die Geister des Ritterthums nicht von ihm weichen. Aber sie fliehen ihn dennoch. Drohend und vorwurfsvoll ziehen sie an ihm vorüber, in lange Gewänder gehüllt. Ungerecht ist ihr Groll, denn der Meister bannt sie ja nicht von sich — sie sind verbannt, gedrängt, vorwärts getrieben von den siegenden Geistern des Griechenthums. Zur Rechten dieser Eroberer des unwilligen Ich's und der fliehenden, geliebteren Gestalten, liegt eine Büste, welche er einmal „machen mußte" — es war noch in frühen Jahren — 1824.

Machen müssen — und wohin sehnte sich sein Gemüth schon damals, wohin strebte sein Genius —?

Von Meister Ludwigs Poesei.

Nun habt Ihr schon Allerlei vernommen — von Meister Ludwigs Voreltern bis zu ihm herab, von den Humpenauern, der Bärengesellschaft und der Humpenburg, von des Meisters Gehaben im gewöhnlichen Leben, deßgleichen von seinem Aberglauben, zuletzt von seinen romantischen Zeichnungen — und da und dort zeigte sich auch, wie er seinem Denken und Empfinden in schriftlich ungebundener Weise Raum gab.

Aus Allem ist zu sehen, welche bunte Mischung von Ernst und Heiterkeit, von geistiger Klarheit und Träumerei, von reichstem Adel der Phantasie und herzvollster Schlichtheit in Wort und That in ihm vereint war.

Er hatte eben jene Natur, welche man eine innerlichst poetische nennt — und hätte der Storchenauer auch nie eine Zeile Reim und Verslein geschrieben, er wäre doch ein Dichter gewesen.

Aber er schrieb gar wohl seinen Vers und Reim.

Freilich nicht, um vor der Welt damit zu glänzen.

Er „dichtete so dann und wann nur für sich selbst, um das ungestüme Herz zu befriedigen und auszusöhnen, oder einem schalkhaften Gefühl Form und Ausdruck zu geben."

Gleich Tagebuchblättern seiner Seele erscheinen sie, jene Poesieen — aber in dieser Weise sind sie lieb und werth, denn wir belauschen den Genius in Manchem, was ohne solche Zeilen spurlos verloren wäre. Die meisten dieser lyrischen Ergüsse, in sich fertige oder unvollendete, sind verkommen.

Die wenigen, welche von treuer Freundeshand gleicher Gefahr entrissen wurden, können auch für sich allein genügen, in ihrer Verschiedenheit und bunten Farbe das poetische Prisma seines Herzens und dieses Herzens ganze sehnsüchtige Tiefe anzudeuten — all mit seinen Schmerzen und seiner Lust, seinem Empfinden für das Schöne, mit seinem kindlichen Muthwillen und seiner Begier nach Abenteuerlichem — vor Allem aber mit seiner Freude an der Wunderbuntfarbigkeit und Herrlichkeit des Mittelalters, mit der Trauer über das Entschwundensein desselben — mit dem Verlangen, es wenigstens im Wahne wieder erstehen zu lassen.

Ein Lied wurde schon bekannt gegeben — es ist jenes vom Herrn Kunrad von Eberstein.

Es war auch die Sprache von Reimen auf die „Speci" der ritterlichen Genossenschaft.

Die vom Storchenauer herrührenden beziehen sich auf St. Georg, St. Martin, St. Florian, St. Hubertus und den sicheren Qualdäus de Mappes.

St. Georg.

Wie könnt' ich mich zu dir erschwingen,
St. Jörg, o möcht' es mir gelingen,
Genug zu ehr'n und preisen dich,
Der du errangst den Himmelssieg.
In güldner Rüstung auf weißem Roß
Seh' ich dich ohne Knecht und Troß
Anrennen auf den gift'gen Drachen,
Ich höre deiner Stange Krachen.
Hoch quillt das Blut, der Schwefeldampf
Steigt auf, nach langem, schweren Kampf
Liegt's Ungethüm in seinem Blut,
Gerettet ist die Maid, so gut!
Hilf uns, du heil'ger Rittersmann,
Daß Jeder dieß vollbringen kann,
Von unserer Gesellenschaft;
Stähl' uns den Arm — den Lanzenschaft
Soll heben er mit Muth und Stärke;
Stähl' unser Schwert zu hohem Werke,
Stähl' unser Herz, daß sich's erheben
Zu Gott mög', wie im Tod, so Leben —
Schütz' unsern frummen Biedersinn,
Nimm uns're Bitte gnädig hin!

St. Martin.

St. Martin, heil'ger Rittersmann,
Ich seh' ihn voll Verwund'rung an,

Wie milde Thaten er gethan.
Einst ritt er seinen Werken nach
Und kam zum Stadtthor allgemach,
Da tritt zu ihm ein armer Mann,
Spricht ihn um eine Spende an.
St. Martin sich vom Zelter bog
Und seinen guten Flammberg zog,
Er sah, der Bettler nackend sei,
Den Mantel sein schnitt er entzwei
Und gab dem Armen einen Theil —
In guter That dich, Christ, beeil'!

St. Florian.

St. Florian, o heil'ger Mann,
Hast eine güld'ne Rüstung an,
Bist wohl beim Löschen unser Hort,
Bei Brauern am unrechten Ort —
Schüttest Wasser in einem fort!

St. Hubertus.

St. Hubertus, kniest im Walde itzt,
Das grüne Wamms schön ausgeschlitzt,
Gingst halt im Jagen gar zu weit —
Ist freilich eine stille Freud'.
Da will Herr Christ dir helfen schnell,
Ein weißer Hirsch, ganz silberhell,
Den Heiland im Geweih' er hätt',

Gar wunderstattlich vor dir steht.
Bischof von Aquitania bist du worden —
O führ' uns zu des Himmels Porten!

St. Qualdäus de Mappes.

Mihi est propositum, in taberna mori,
St. Qualdaeo gar nicht schlecht
In betaumelter Glori.
Doch soll lieber 'trunken sein,
Als nur besungen, unser Wein!

Gewiß kein zu leise geflüstertes, reimweises Bekenntniß der Bereitwilligkeit, manchmal in ein wenig ungereimte Zustände zu gerathen.

Doch hinweg von der Spur des Uebermuthes zum feinsten Gemüthshauch — ein süßfrommes Gedicht, welches Ludwig gar sehr liebte.

Das Abendthal.

Wie ruhst du still im Abendlicht,
Was horchen hoch auf deine Tannen?
Hörst du den Geist, der zu dir spricht
Und will in Liebe dich umspannen?

Im Glockenschall vom Gotteshaus,
Wo sie ihm preisend jetzt begegnen,
Da tritt er auch zu dir heraus
Und will dich füllen und dich segnen!

Schlaf' ein in deines Gottes Ruh',
Er kam zu dir auf luft'gen Wellen,
Er schickt dir lauter Grüße zu —
Und wird dir deine Nacht erhellen!

Ein Gedicht Ludwigs, betitelt „die Einöde" ward während des Aufenthaltes zu Montegrotto geschrieben:

Das Zwielicht küßt die stille Nacht,
Es flimmert kaum der Sterne Pracht,
Die Wälder ihre Schatten strecken,
Den Wiesgrund nächtlich zu bedecken,
Die Natter durch die Sümpfe streicht,
Der Uhu im hohlen Baume keucht.

Die Gräser sind vom Thaue naß —
Erlkönigs Tochter am Bache saß
Und mit der Nixe in Sumpfesöde
Trieb sie Geflüster und Rede —
Und Erlkönig, mit seinen Kronen, rauscht
Und hoch in die kühlen Lüfte lauscht.

Da tönt des Einsiedels Chorgesang.
Es schweigen die luftigen Bilder lang
Und statt Gestalten und Geflüster
Steht die Einöde leer und düster —
Hat sich der Alte hingelegt,
Das Geisterleben sich wieder regt — —

Diesen hochpoetisch abenteuerlichen Zeilen schließt sich Folgendes an — ein

Nachtbild.

Wenn längst erlosch des Tages Gluth,
Die Menschheit tief im Schlafe ruht,
Um Mitternacht die Glocke verhallt —
Da tanzen die Elfen im stillen Wald.
Die Zwerge durch die Bäume schauen
Und sähen Schwämme auf feuchten Auen —
Die Weidenschwestern auf Thonesgrunde
Die schlafen — es tanzt der Lichter Runde
Gar irrsam über den Weiher hin.
In Wolkenschatten und Mondeslicht
Gestalten schweben — seht Ihr sie nicht — — ?

Nunmehr kömmt eine eigentliche Schauerballade zum Vorschein.

Meister Ludwig schrieb sie gleichfalls zu Montegrotto.

Der Geist.

Die Nacht rückt vor, die Zeit währt lang,
Die Mitternacht ist gar so bang —
So geh' ich unter Erlenschatten
Hinüber durch die Wiesenmatten.

Der Mühlbach schäumt, die Räder geh'n,
Gottlob, da werd' ich Menschen seh'n —

Und zwölf Uhr schlägt's, die Nacht wird kühl —
Da steht die weiße Wand der Mühl',

Von Wolkenschatten überzuckt,
Durch die das bleiche Mondlicht guckt —
Auch wenn sie hell im Mondlicht steht,
Ein Geisterschauer drüber geht.

Weiß nicht, was da im Grase keucht
Und drüben um die Eibe schleicht.
Mir wird so kalt, das Haar sich sträubt —
Was doch die Nacht für Schauer treibt!

O Gott, wie Schatten hingeweht,
Ein grauer Ritter drüben steht,
Im Nachthauch wankt er her und hin —
„Geh' hin mit Gott — mir schwankt mein Sinn!"

Ich taumle auf die Bank darnieder.
Mein Gott und Herr, da ist er wieder.
Jetzt ist er fort — — — —
Der Müller kommt: „Geht, Herr, und schweigt!
Allhier im Jahr zwölfhundert acht
Hans Singenbach ward umgebracht."

Nächst steht auf einem alten Zettel ein gar holdes Bild:

Blond.

Es schwankt der Buche Schattendach
So lieblich über'm klaren Bach,

Und durch den weiten, stillen Wald
Nur leis der Sang der Vögel schallt.

Da, in des Morgens Dämmerschein,
Tritt hold ein blondes Jungfräulein.
Ein weißes Einhorn, ihr zur Seiten,
Bedächtlich schien ihr nachzuschreiten,
Doch oft in bunten Jugendsprüngen
Die blond Gelockte zu umringen.

Ist sie wohl aus der Engel Schaar
Mit weißem Kleid und blondem Haar?
Sie schwebt hinauf zur Felsenwand,
Schürzt leicht das lange Schleppgewand —
Die holden, die unschuld'gen Glieder
Senkt fromm sie zum Gebete nieder — — !

Und wie seelenvoll ist ein anderes Gedicht — kann man noch nicht ahnen, wem so viele Sehnsucht gilt — ?

Verborgenheit.

Im engen Kreis die Waldesfülle,
Zu meinem Fuß der Felsenbach —
Hier ist es gut, hier ist es stille,
Mir kann die laute Welt nicht nach!

Und tief und lockend aus den Zweigen
Ein schmaler Pfad in Schattennacht,
Als wollte sich mir Holdes zeigen,
Das mich hat einmal froh gemacht!

Ich möchte nur den Arm ausstrecken
Und flehend rufen: Bist es Du — ?
Warum dich bergen und bedecken —
Komm' ich denn nimmermehr zur Ruh' — ? !

Nunmehr rückt aber eine ganz andere Poesei an, welche übermüthigen Zeiten der Humpenburg entstammt.

Teufelsbruderschaft.

War im Keller, will's nicht hehlen,
Und 's war eitel Nacht,
Nierensteiner mir zu stehlen,
Hatt' ich ausgedacht.

Juch da saß in einer Ecke
Herr Mephisto tannenhoch,
Gar ein ungeschlachter Recke,
Der noch nie in's Bockshorn kroch.

Feuerwangen, Flammenblitze,
Hitz' und Schwefelpfulerei!
Und alsbald von seinem Sitze
Trat er frech zu mir herbei.

Dacht' ich: Was da Bann und Pfaffen!
Steckte meinen Flamberg ein,
Will dich schon kastei'n, dich Affen —
„Siehst du da die Kell'rin fein?"

„Laß mich," rief er, schnell beschlossen,
„Mit dem Scherzen, Blick und Kuß!

„Ganz ein Andres wird genossen —
„Trink' mir zu, Herr Poculus!"

„Nur nicht lästern, Höllenkerzen,"
Rief ich „magst von denen sein,
„Die erst, wenn sie tranken, scherzen —
„He da, trink', 's ist Nierenstein!"

Und es zischte in dem Kruge,
Wie empört Charybdis klafft,
Und ich trank in einem Zuge —
Mit dem Teufel Bruderschaft!

Von etlichen ganz kurzen, ein wenig zerrphantastischen Bildern nur eines:

Heda, Ihr Teufelein, schmuck und munter,
Schlupft zu den grünen Nixen 'runter,
Wollen ein wenig im Schilf 'rumspringen
Und ein scharfes Galgenliedlein singen
Von der am Eck, wo der Wind so geht,
Wie sie dem Landsknecht den Kopf verdreht!

Hie und da läßt sich der Meister auch in jener leisen Selbstverspottung spuckhafter Träumereien aus; wie es an anderem Orte heißt:

Viel Teufelein sitzen auf hoher Wart,
Singen und beten auf eigene Art,
Meilenweit stiebts überm öden Sumpf —
Einer liebelt am Weidenstumpf;

Der hat eine feine Nixe umfah'n,
Ich wett', er bringt sie um's Kränzlein dran.
Kibitz und Unken pfeifen drein —
Das mag eine feine Romantik sein!

Nun aber kömmt das echte Mittelalter.

Alte Zeit.

Die alten Zeiten ehrenwerth
Vor meinem Herzen steh'n verklärt,
Möcht' sie ja gar so gern besingen,
Könnt' ich nach hohem Wort nur dringen.

Die Wehmuth schwirrt mir durch den Sinn,
Komm' schon zu Kirch' und Friedhof hin.

Ihr Leichensteine voll Lieb' und Schmerz,
Bei Euch erweitert sich mein Herz!
Wie schmuck sie an den Wänden stan,
Die Ritter in vollem Zeuge dran
Grad, bieder und offen schauen
In ihrem handfesten Gottsvertrauen.
Im Orient für den höchsten Hort
Da stritten sie heilig für Gottes Wort.
Wie faltenreich die Banner weh'n,
Die Stechhelme daneben steh'n,
Voll Löwen, Geweihen und Geierflügeln,
Die Roße stattlich mit Satteln und Bügeln!

Ihr Männer und Frauen, nie satt zu loben,
Seid nun schon lange im Blauen droben,
Mag gern an den grasigen Hügeln knieen,
Ausruhen von der Erde Mühen!

Da schau' ich die hohen Altäre hinan,
Die bunten Fenster nebenan,
Der Himmel ist mir aufgethan!

Die Kunst, sie mit dem kühnen Streben,
Mit dem Gewächs- und Pflanzenleben,
Die steigt so stämmig vom Boden auf,
In die Lüfte geht ihr kühner Lauf.
Die Maler und Bildhauer lobesan
Gar lustig in ihren Lauben stan,
An ihren Werken sie Freude han,
Die treiben als Blüten und als Knauf
Um's Allerheiligste hinauf.

Und Städte, Dörfer und Wiesen gar,
Die ganze Natur Eure Werkstatt war
In lieber Schlichtheit, Gottesklar —
Und hoch im luftigen Glockenhaus
Sprechen dumpf die metallenen Riesen 'raus.

Wie herrlich war die Poesei,
Die Jura oft minder Philisterei,
Was das Wort sprach, schlug das Schwert gleich nach

Im Gottesgerichte, recht, kräftig, jach.
Reichsstädte und Dörfer, o freie Gilden
Mit semperfreien Wappenschilden,
Ihr prangtet, gleich den Rittern, schön,
Wenn sie mit Stechstang und Pannern geh'n!

Jetzt geh' ich 'nüber in's lustige Leben,
Es muß bei Schwertern auch Kannen geben.
Gläser, Willkomm, Krug und Fässer,
So geht's recht und immer besser!
Schwing dich auf, du göttliches Naß,
Johannisberger und Rüdesheimer,
Heran zu mir, zehntausend Eimer!
Und 'nauf zum Himmel einen lustigen Ritt,
St. Georgen und alle Lieben mit,
Die Ritter, die Bürger, die Knechte, die Narr'n,
Und die um den Kaiser zu Frankfurt war'n,
Er selber und ich auf dem Eulenspiegel —
Der ist so schmuck mit dem Drachenflügel!
Gradaus du, in lustigem Gang,
Sonst kriegst meinen Sporen ellenlang!
Ich muß mit den Allen noch Bruderschaft trinken,
Ihr haltet mich schon, wann ich werde sinken —
Die Freud', die Freud' wär' gar zu groß,
Schwäng' ich mich auf in des Himmels Schooß!

Und um ein Erkleckliches jokoser:

Sonst.

Burgen, Wälder, wenig Felder,
Kibitzei und Unkenschrei,
Alles noch in rauhem Stand
Und Cultura nicht angewandt,
Also finden wir uns gar
Zurück um manches hundert Jahr.

Guter Wein und derbe Sitten
Waren da gar gern gelitten,
Was der Pfaff und Kaiser sprach,
Thaten gleich die Andern nach,
Alles ging so grad hinaus,
Wer nicht geh'n kunnt', blieb zu Haus.

Und bei Minne und bei Wein
Wollte Keiner der Letzte sein,
Selbst die Mönche lobesan
Wie der Luther, hielten dran —
Und predigten, Sang, Wein und Weib
Das Best' sei für des Mannes Leib.

Ueber die Kunst ließ sich Meister Ludwig gleichfalls in Reimen aus.

Die Kunst.

Dazumal mit einem Paternoster
Kam sie nach Byzanz in's Kloster
Und ward sofort aus selben Orten

Entführt von den Welschen mit Zauberworten,
Man wußt' ihr, trotz der steifen Locken,
Ein jugendlich Lächeln abzulocken,
So ward sie nach der Mühl' gebracht,
Wo man die Alten jünger macht.
Mit Appetit und Diät
Ward sie wieder jung und nett,
Doch etwas mager, aber fromm,
Ging wieder beten in den Dom,
Und erst in des Urbiners Armen
Konnt' sie ganz jugendlich erwarmen.
's ging ordentlich, bis die Franzosen kamen
Und die Kunst gar übel ad coram nahmen.
Man weiß es, wie die Herren sind,
Malo Franco heißt's geschwind.
Doch als sie Diese abgesetzt —
Han sich die Deutschen dran ergötzt.

Aber zu dieser schalkhaften Weise noch ein Musterstückchen aus einer jener Comödien, welche, von Ludwig abgefaßt, in der Bärengenossenschaft aufgeführt wurden — und zwar aus keiner schaurigen, sondern einer solchen, welche der Meister selbst „fast echt und doch verruckt" nannte und den öfters gebrauchten, übermüthig kindischen Ton so recht bezeichnet. Die Comödie im Ganzen kam einige Zeit später zur Vorstellung, als Pocci-Diepolt vom Roß gestürzt war.

Hier eine Besuchsscene:

Ritter Storchenauer. Gott Grüß Euch, theurer Rittersmann,
Was habt Ihr Euch denn da gethan,
Bei meiner Ehr', sagt an.

Ritter Diepolt. Ich bin gestürzt, o mein, o mein,
In Landshut, und mich schmerzt mein Bein,
Das Wehtumb halt der Teufel aus,
Ich pfiff wie eine Kornemaus.

Burgpfaff. Herr Ritter, denkt an Eure Seel',
Die wird Euch sonst zerstampft wie Mehl',
Beherrscht doch Euer freches Wort,
Hu Fluchen ist arg, als wie ein Mord!

Ritter Diepolt. Du bist mir still, weil's mir so däucht,
Ich bin jetzt nicht in deiner Beicht!
Da magst du mich belehren,
Das will ich dir nit wehren,
Doch jetzt mit deinen Sittenlehren
Thu' dich von dannen scheren,
Bei meinen Rinterehren!
Nicht wahr, Herr Ritter Storch?
Und nun bestell' ein Faß! Gehorch!

Burgpfaff. Da bin ich schon dabei,
Beim Krug da schrei' ich gleich juei!
Das Braune ist ein großes Gut,
Das stärkt den Sinn und machet Muth,
Erwärmt das kalte Blut!

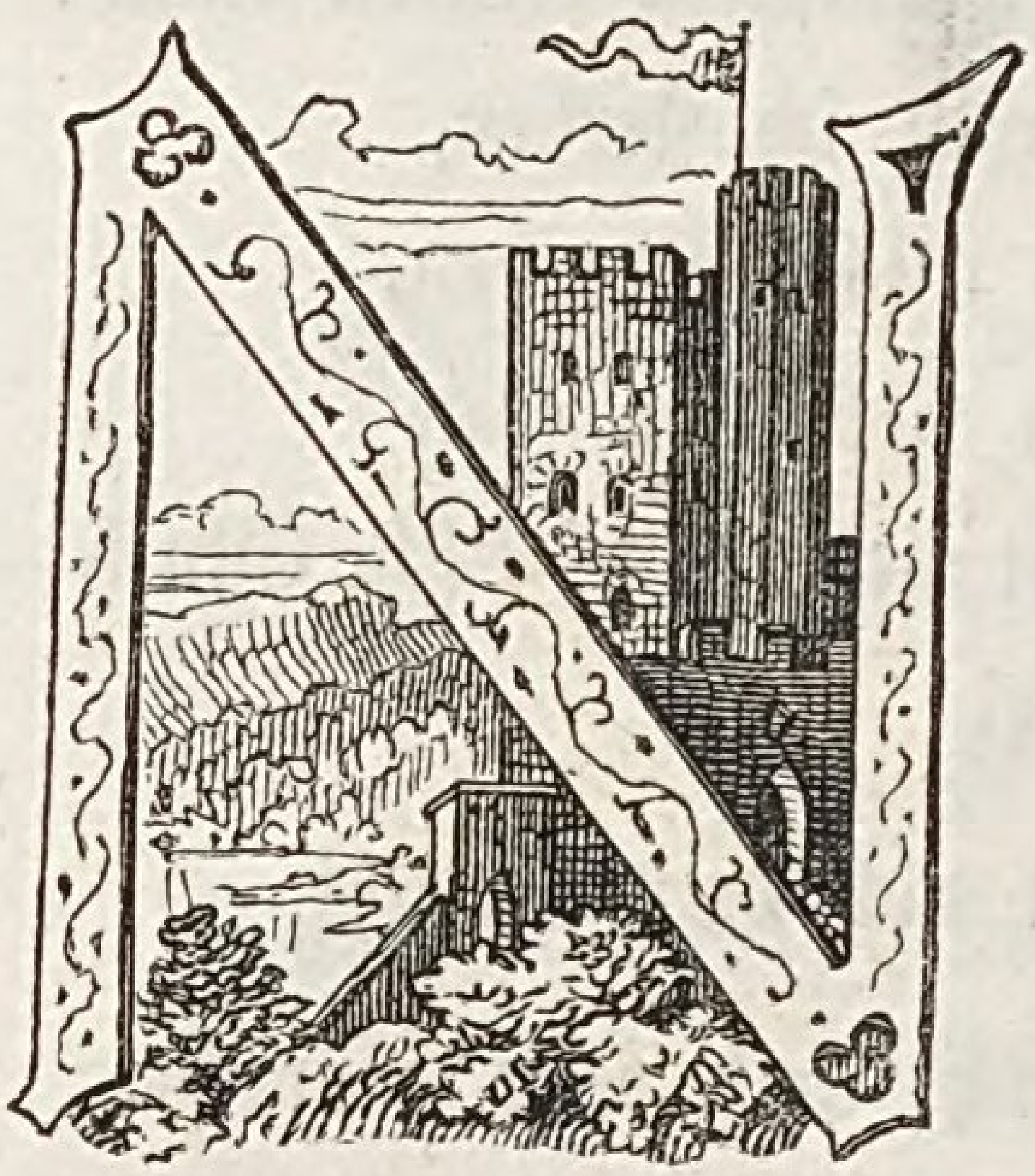
Ritter Diepolt. Stimmst gleich ein Trinklied an,
Ich will dir's halt gerathen han!

Burgpfaff. Zu trinken, welches Gaudium,
Bis es im Kopf geht um und um!
Drum auf, Herr Ritter, stoßet an,
Der ist kein wahrer Rittersmann,
Der nit sein Hümplein trinken kann!
Am Zapfen will ich sterben,
Und sollt' ich auch verderben,
Je mehr man pokuliren thut
Je mehr löscht man die höll'sche Gluth —
Juei, juei, juei!

Ritter Diepolt. Gelt jetzt hast dich doch bedacht —

Ritter Storchenauer. Und deine Sach' noch recht gemacht.
Waldesgrün und Himmelsblau,
Ein lust'ger Trank auf grüner Au,
Frische Gesellen, semperfrei,
Musica und Poesei —
Schießt nieder, wer nit stimmet bei!

Burg Schwaneck.



Nun ist auch Kunde von Meister Ludwigs Poesie zu Tag gekommen; die ist mit Stift oder Feder niedergeschrieben, oft in ganz flüchtigen Zügen, und jedes Blättchen wär' leicht zu verwehen.

Es ist aber noch etwas Anderes da, was seiner romantischen Seele entquoll, aber viel besser Stand hält, denn es ragt gar bedeutsam auf und mit steinernen Buchstaben ist es aufgezeichnet.

Das ist Schwaneck.

Es ist schon bekannt, daß sich Meister Ludwig lange und stets darnach sehnte, eine gothische Kapelle zu bauen, eine recht echt' und prächtige. Er kam nicht dazu, eine Kapelle genügte ihm auch nicht, allgemach dämmerte ein anderer Gedanke in ihm, dessen Verwirklichung die Kapelle auch mit einschloß — in Kurzem, eine Burg wollte er sich aufführen.

Der Gedanke ward stets heller und reizender, und weil der edle König Ludwig dem Meister nicht allein behülflich gewesen

war, einen ruhmreichen Namen durch treffliche Werke zu erobern, sondern hiemit auch unmittelbar, wie mittelbar zu stets wachsender Wohlhabenheit beitrug, wagte der Storchenauer stets fester' und festere Absicht.

Ein Aufriß um den anderen war gemacht — zuletzt kam er zum Entschluß, bei einem zu bleiben und die beabsichtigte Idee zu verwirklichen — und als die Sache so stand, gab er einem berühmten Baumeister Nachricht.

Der war niemand Anderer, als der Gärtner.

Wie nun derselbe Gärtner kam und die Aufriße in Augenschein nahm, konnte er nicht läugnen, daß die Burg, welche sich der Ludovicus bauen wolle, eine überaus wohl erdachte und herrliche werden würde, und sagte: Wenn der Meister mit dem Geld nachhalten könne, biete er gerne die Hand, und es sollte eine Burg werden, von welcher man in allen deutschen Landen sprechen würde.

Es möchte aber so ein 300,000 Gulden kosten.

Als der Storchenauer von denjenigen 300,000 Gulden hörte, wollte er's nicht glauben.

Der Gärtner bewies es ihm aber haarklein.

Hierüber erschrack der Schwanthaler-Storchenauer so sehr, daß er etliche Zeit kein Wort über die Lippen brachte.

Sagte der Vetter Xaver, welcher auch bei der Verhandlung war: „Also wenn's zuviel ist, machst halt den Bau geringer.

Dann geht's am Geld auch 'runter. Jetzt delirt man einmal die zwei Prachtthürme."

Sagte der Storchenauer: „Das thun wir. Auf, Gärtner, was kost's jetzt?"

Sagte der Gärtner, sich um seine fest vollen Wangen streifend: „Da kost's freilich weniger, und ein sechzig tausend Gulden betragt es sicher."

„Wären demnach noch ein 240,000 Gulden —" sagte der Xaver. „Ist noch viel zu viel."

„Ja, ist noch viel zu viel," wiederholte der Ludwig.

„Also lassen wir den ganzen Seitenbau weg —" meinte der Xaver. „Was kost's jetzt?"

„Geh'n auch wieder ein 60,000 Gulden ab," versetzte der Gärtner.

„Also wären's nur noch 180,000 Gulden," sagte der Xaver. „Da hätten wir doch schon bedeutend heruntergehandelt. Was meinst, Ludwig, wir müssen halt doch noch allerhand wegthun."

Auf Dieß griff sich der Ludovicus ein wenig krampfhaft in sein glänzend schwarzes Lockenhaar und sagte: „Müßten eben die Schloßkirch' oder die gothische Kapell weglassen und eine andere hinpostiren — hab' freilich eine recht schöne in Absicht gehabt. Nun was kostet's denn etwa dann —?"

„Dann könnten wir's wieder um ein 60,000 Gulden 'runtersetzen," sagte der Gärtner.

„Sind halt noch immer 120,000 Gulden," sagte der Xaver — „nur noch mehr weg, viel mehr!"

„O du grundgütiger Himmel," seufzte der Storchenauer.

Aber es half alles Seufzen nichts.

Fort und fort ging's mit dem Weniger und Weniger. Einen Ast um den anderen raubte der grausame Gärtner vom Hoffnungsbaume des Storchenauers, bis sich dann eine Summa herausstellte, auf welche sich Derselbe einlassen wollte.

Das waren so ein zwanzigtausend Gulden — es kam aber späterhin doch auf mehr.

Wie denn Das so ist.

Die Baumeister wissen es oft selbst nicht genau.

Kurz der Storchenauer machte den Aufriß nach jetzigen Möglichkeiten auf's Neue zurecht und ließ nebenbei wohl auch durchscheinen, er habe sich vorher nur in einen großen, fürstlichen Bauherren hineindenken gewollt und schon gewußt, daß er so Großes nicht ausführen könne. Aber eine so gar ungeheuere Summa habe er doch nicht erwartet.

Ueber nicht lange Zeit ging's an's Bauen, und da erhob sich nun freilich keine kaiserliche Burg, vielmehr nur eine kleine, wie sie der Ludwig selbst nannte — ein Burgstall. Aber als der Bau zu Ende geführt war, verfehlte er seinen kräftigen Eindruck nicht.

Im Innern ward er mit Allem versehen, was lebendig an das Mittelalter erinnert.

Außen aber ward ein fester Reim aufgeschrieben.

Lautet:

So steh' denn hier in Gotteshand
Der Thurm am felsigen Uferrand,
Gebauet nicht um eitle Ehr,
Zu Trutz nicht oder Waffenwehr.
Nur früher Jugend schöner Traum
Soll steigen empor im trauten Raum.
Der Blick in die Berge, die Luft so klar,
Vom Fluße das Rauschen wunderbar,
Der Freunde Wort und Sag' und Sang —
Erfrische das Herz im Lebensdrang!

D'raus sieht Jeder, was der Schwanthaler wollte und wie lieb ihm die Gegend war.

Ja wohl, es ist ein gar lieblicher, seelenwirksamer Aufenthalt im selbigen Schwaneck.

Wer einen schönen Lenz-, Sommer- oder Herbstabend auf der Burg Schwaneck zubrachte und von ihrer Höhe hinaus und hinunter schaute in das tiefe Bette der Isar und hinüber zu den Gluth- und Duftumflossenen Bergen — Der wird der Stunden, die er hier verlebte, nicht so leicht uneingedenk werden.

Und wenn dann die langen Schatten allmählig heranziehen, seitab die Leuchte des Tages immer tiefer nud tiefer sinkt — jetzt ist sie nur noch ein Strahlenknäuel — jetzt nur noch ein Schimmer — bis sie endlich verschwindet — zuletzt auch die Berggipfel verglimmen und verblassen —



da gedenkt man wohl des viel zu früh geschiedenen Meisters und fühlt sich von freundlichem Verlangen durchzuckt, er möge noch leben und schaffen und eben auch Freude haben an seiner Burg, am traulich alterthümlichen Saal mit den geschnitzten Tischen und Stühlen, den stattlichen Humpen und den ehrwürdigen Rüstungen an den Wänden oben.

Aber Burg Schwaneck sieht ihren Herren nimmer wieder.

Sie hat ihn selbst dazumal selten gesehen, denn die Zeit seines leiblichen Leides hatte schon begonnen — und eine einzige Nacht brachte er dort zu — —

Meister Ludwigs Ausgang.

Hier geht die Kunde vom Meister Ludwig Schwanthaler mehr und mehr zu Ende.

Wenn nun Einer, wie allererst gesagt ward, dieß oder jene treffliche Werk vor Augen hat, weiß er auch, wie es mit dem innersten Leben Dessen beschaffen war, welcher es schuf.

Von stets größerem, leiblichen Leid, welches über ihn kam, nur so viel — daß es Wenige mit solcher Geduld ertragen hätten. Kaum daß sich hie und da eine leise Klage von seinen Lippen verirrte.

Wenn immer möglich, las er in alten Chroniken oder Ritterbüchern.

Oder er zeichnete und schrieb, und zwar mit der Linken.

Er ließ sich auch Waffen, Pocale — diese und jene anderen, schönen Kunstwerke in die Nähe seines Lagers stellen, betrachtete sie lange und sprach sich gerne über den Werth derselben aus.

Auch über Künstlersorgen und die Gleichgültigkeit der Welt hiegegen — daß aber Muth und Ausdauer doch meist siegten.

Und so mehr.

Was er besonders liebte, waren Bilder von M. Schwind.

Solche, oder kleine Kupferstiche nach ihnen, hatte er oft um sich. Einen derselben hauptsächlich, nehmlich Ritter Kurt's Brautfahrt. Diese, wie andere humor- oder gemüthvolle Compositionen alten Gepräges waren ihm Seelenspeise.

Da war er unersättlich.

Wie enthaltsam er außerdem im wahren Sinne des Wortes in dieser Zeit des gefahrvollen, körperlichen Leides sein mußte — er trug Alles ohne Mißmuth.

Nur Eines fiel ihm schwer.

Nehmlich, daß er verurtheilt sein sollte, seinem liebsten, gläsernen Haushumpen gar keine Ehre erweisen zu dürfen.

Der Medicus hatte das unbedingteste Veto eingelegt, und der Vetter Xaver trug, so weh es ihm that, gehörige Sorge, das Verbot aufrecht zu halten.

Weder ernste Vorwürfe, noch humoristische von Seite Ludwigs fruchteten.

Des Vetters Argusauge wachte.

Indessen ward es doch getäuscht, als Meister Ludwig einmal seinen schönen Stechhelm auf den Tisch neben seinem Lager setzen ließ — angeblich, um sich so recht in's Ritterthum hineinzudenken.

Vetter Xaver hatte den Helm gebracht und sich dann in die Werkstatt zurückbegeben.

Nach längerer Zeit kam er erst wieder, nicht ahnend, daß sich mittlerweile unter dem Stechhelm Etwas einlosamentirte — nehmlich besagter Handhumpen mit Braunem gefüllt — und daß sich des Meisters treuer Diener M. bei der Sache hülfreich erwiesen habe.

Ebenso wenig ahnte König Ludwig, welcher mehrmals eintraf, wozu der fragliche Helm diene, und wie schnell derselbe über den Pocal gesetzt worden sei.

Das ging so lange, bis es dem Vetter Xaver endlich doch bedenklich wurde, weßhalb sich Meister Ludwig eben dieses Stechhelmes zur Versinnlichung des Ritterthums so treu bediene — wie er denn auch einmal bei gutem Licht nicht undeutlich zu bemerken glaubte, daß sich Jemand von rothbräunlicher Gesichtsfarbe darunter verborgen habe. Nun ließ er es zwar für dießmal bei der Beobachtung, beobachtete aber noch weiters, kam hinter die Verschwörung des Meisters und seines Dieners, und als es ihn etliche Tage später wieder so rothbraun anlugte, that er dergleichen, als stehe ihm der Helm im Wege oder wie — kurz, das eherne Schilderhaus stürzte zu Boden und der gläserne Schildknecht stand in freier Luft vor Augen.

An Vorwürfen Vetter Xavers fehlte es nicht.

Der Ludwig Schwanthaler grollte seinerseits gleichfalls, denn er hielt nun alle weitere List für unausführbar. Aber zuletzt verkehrte er sein Unglück doch in's Heitere, und

wenn er nicht gar zu sehr litt, gaben andere Versuche, einen gefüllten Glashumpen zu erobern, noch manche Gelegenheit zu wehmüthig lustigen Streitigkeiten.

Mit der Zeit endeten auch diese.

Einmal muß dem Meister schon recht weh zu Muth gewesen sein.

Da schrieb er auf einen Zettel:

Ach ich bin so müd,
Sagt Euch dieß Lied.
Begeisterung und Lebenslust
Löscht aus.
O wär' ich an der Erde Brust,
Im stillen Haus!
Ich möchte endlich jenseits Ruh',
Und flüstre noch das Wort dazu:
Ich will ja gern' die Freude missen,
Nur nichts von so viel Klagen wissen,
Daß doch die Hudelei
Einmal beendet sei!

Darin liegt viel Leid. Das erkennt Jeder.

Gleichwohl, da alle Hoffnung auf Genesen schon längst verschwunden und der, vordem so rüstige, Körper schon ganz erschöpft war, flammte die Erinnerung an die glücklichen Zeiten der Gesundheit, Kraft und Freudigkeit mit theueren Genossen — wie früher bei erst beginnendem Siechthum — hie und da in ganzer Lebendigkeit auf.

Eines Tages rückte sein Ende näher und näher.

Er ahnte es selbst noch nicht.

Aber der düstere Genius sah ihm schon über die Schulter und schritt leise, wie ein ziehender Wolkenschatten, zu Fußen des Pfühles. Da stand er — halbgewendet — den Blick auf den Meister gerichtet — oder langsam auf die Sanduhr in der Linken.

Da verlangte es den Ludwig unsäglich, die alten, schönen Zeiten noch einmal wiederkehren zu sehen — noch einmal sollte die Humpenburg nächst seinem Gemach von Gläserklang ertönen; von traulichem Gespräch.

Es wurde geladen, wer zur Hand war — der Vetter Xaver, der Diepolt, Ferdinand Miller, der Erzgießer, und noch ein paar. Die mußten sich in alter Rittertracht versammeln in der Humpenburg — zu einem Mahl von gebratenen Hühnern und Wein.

Wie den Freunden bei diesem Mahl zu Muth war, unter ihren alten Harnischen, kann sich Jeder denken.

Schwanthaler aber ließ sich von seinem Pfühl heben und die paar Schritte weit bis zur Thüre tragen. Da wollte er, daß man ihn niederlasse. Gestützt auf seines Dieners Schulter, stand er wenige Augenblicke und schaute wehmüthig heiter hinab in das so heilige, das romantische Helldunkel und Gefunkel seiner viellieben Humpenburg — —

So war's.

Der Anblick hatte ihn im Herzen erfrischt — aber auch dem Gedanken vom Vergänglichen zum Ewigen näher gebracht.

Tags darauf besuchte ihn Der, welcher Dieß schreibt.

Der Ludwig deutete seine letzte Freude mit etlichen Worten an — aber auch sein nahes Ende.

Das ließ er sich nicht wegstreiten und sagte, daß mit Anderem wohl auch die Bavaria an seinem frühen Tod schuld sei, denn Wind und Wetter hätten ihn oft gar wild angeblasen, als er sie aufbaute.

Dann sprach er von Dem und Jenem.

Auch von dazumal, als er das Brieflein in der Humpenburg verbrannte, und daß er gemeint habe, nun sei Alles abgethan und überwunden. Dem sei aber nicht so gewesen — und er habe vergeblich gesucht, die Cornelia ganz zu vergessen.

Ueber eine Weile sagte er, wie vor sich hin:

„Schön war sie. Erhaben schön. Hättet Ihr sie nur selbst gesehen!“

Sagte der Andere: „Wie sah sie denn Meister Ludwig?“

„Ei geht doch einmal hin,“ antwortete er, „wenn ich nimmer bin und betrachtet es —“

„Was soll ich betrachten?“ fragte der Andere mild.

„Was denn sonst —“ flüsterte er — „als das Antlitz der Bavaria. ’s ist wohl manches Frauenbild da — das denkt: ich schwebte ihm vor. Aber ’s ist nicht so. — Nur sie hatte alle Huld und all’ den hehren Liebreiz — Ihr mildes Cherub-Angesicht ist’s —“

Er schwieg eine Weile.

Dann setzte er bei:

„Das allein war ein heiliges, reines Lieben. Wenn Cornelia Etwas für mich empfunden hat — wenn wahrhaft — hab' ich mich doch schön am Geschick gerächt. Denn wenn sie einmal wieder gen München kommt — und schaut hinauf — wird ihr wohl mein Preis gefallen —"

Dieß war am 26. November 1848.

Zwei Tage darauf entschlief Meister Ludwig in christlicher, auch treu kirchlicher Haltung und Ergebung.

Er hatte so viel leiden müssen. Nun war er befreit von allem Weh.

Auf seinem schönen, bleichen Antlitz lag der Friede.

Berichtigungen.

S. 47. Z. 10.		l. in Verfall.
S. 53. Z. 10.		l. und Melodie dem Diepolt.
S. 57. Z. 3.		l. erworbener st. geformter.
S. 89. Z. 2.	u. flg.	l. Hofstadt. st. Hofstatt.
S. 97. Z. 10.		l. Dergleichen st. dergleichen.
S. 112. Z. 10.		l. Rittern st. Nattern.
S. 112. Z. 12.		l. Aufschreibung st. Ausschreibung.
S. 143. Z. 13.		l. jetzund st. jetzt.
S. 145. Z. 5.		l. ward st. war.
S. 151. Z. 5.		l. oder Kupferstiche.

Trautmann, Franz,

Ludwig Schwanthalers Reliquien drin guter Bericht zu finden von des Meisters Herkunft, Jugend und folgender Zeit, von dessen innnerem und äuß eren Wesen, auch Genossenschaften, nächst, von dessen Zeichnungen und Poesei, von der Burg Schwaneck und bis zu seinem Scheiden von hienieden - im Ganzen aber, wie deutsch, ritterlich und romantisch er gemuthet war ; fü

München 1858